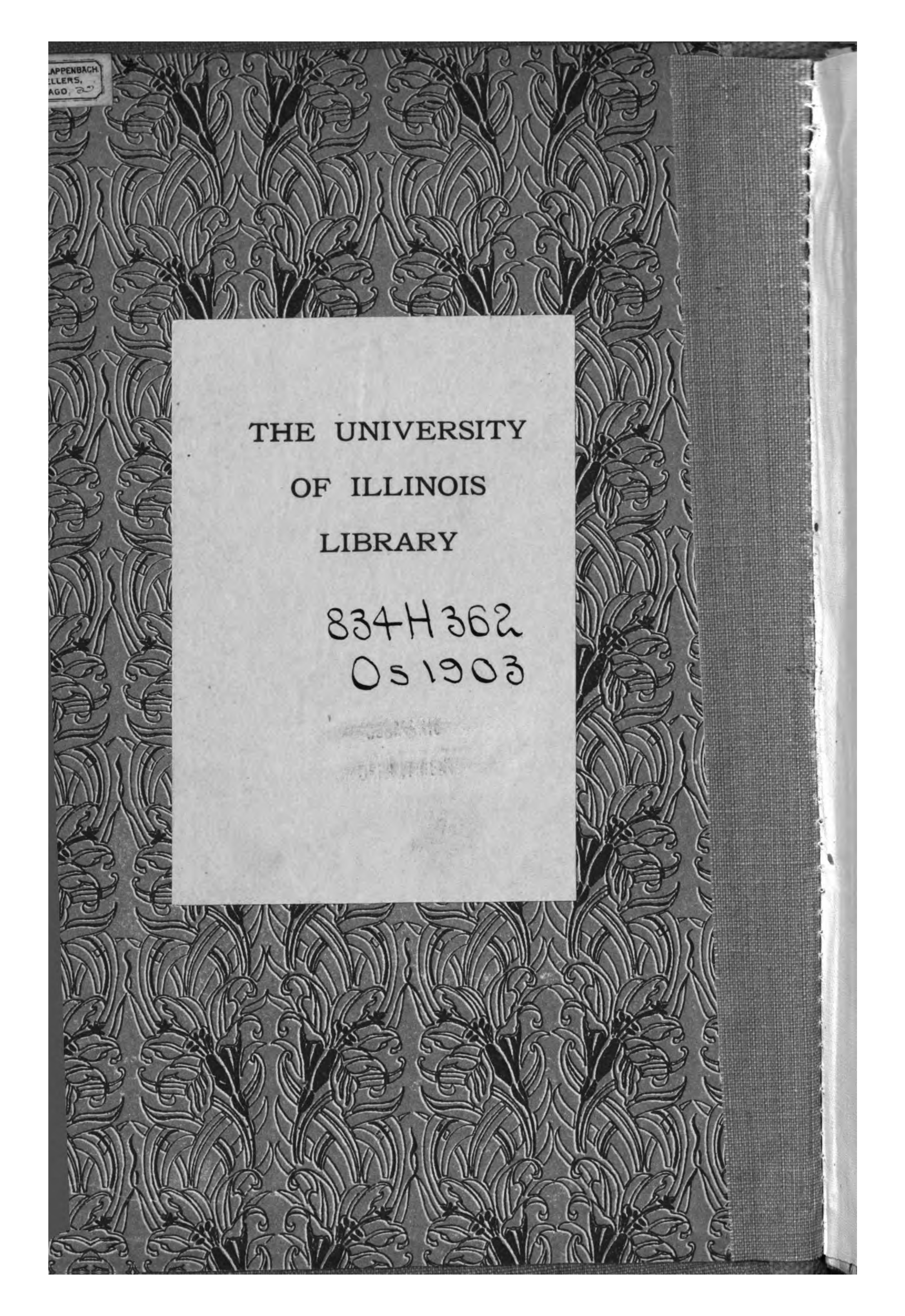


83?H362
Os1903
834H362
Os1903
Die
schwarze Marit
ROMAN VON
HERMANN HEIBERG



LAPPENBACH
ELLERS,
AGO,



Die schwarze Marit

Die schwarze Marit

Roman

von

Hermann Heiberg



München
Eduard Koch, Verlagsbuchhandlung
1903.

Druck von Georg D. W. Callwey, München.

Alle standen sie nach untergegangener Sonne vor ihren kleinen Dreieckhäusern im Fischerviertel Fährnäß und plauderten, und von nichts Anderem war die Rede, als von der Verlobung des Fischers Peter Uek, des schmuckesten Jungen, nicht nur in Fährnäß, sondern in ganz Wisborg. Er hatte sich von der schwarzen Marit, der Tochter des Landbesitzers und Braunbierbrauers Neve, im sogenannten Dreieck an der Ecke der Fährnässer Hauptstraße, das Jawort geholt. Um so eifriger ward's besprochen, weil Marit schon einmal in der gleichen Lage gewesen war, ohne daß das Verlöbnis Dauer gehabt. Aber auch wegen der sonstigen Umstände erregte es Aufsehen.

Neves waren wohlhabende Personen, die sich für sich hielten, während die Ueks, wenn schon sie zu den ältesten Fährnässer Familien gehörten, aus denen noch heute Alterleute der Fischerzunft her=

vorgingen, doch eben nur Fischersleute waren. Auch standen die jungen Leute in ihrer Bildung auf keiner ganz gleichen Stufe. Während Peter in der Bürgerschulklasse gesessen und drei Jahre in der Marine hatte dienen müssen, hatte Marit die erste Mädchenschule, in der die Töchter der vornehmsten Familien Wisborgs ausgebildet waren, besucht, und überdies trug sie sich wie eine Dame und besaß Passionen, von denen die einfache Welt nichts weiß.

Aber nicht nur die Fährnässer Einwohner äußerten ihre Verwunderung ob dieses überraschenden Verlöbnisses, sondern weit mehr noch beschäftigte die Neuigkeit die kleine bewegliche Dame mit der weißen Spitzenhaube, die eben um dieselbe Zeit die Wege ihres allerliebsten Gartens im Kloster St. Peter, eines auch von wohlhabenden Wisborgern bewohnten, unmittelbar an das Fischerviertel stoßenden Erdenstückchens, durchschritt. Diese Dame, die verwitwete Frau Kanzleirat Poppe, die kleine Kanzlei, wie man sie in ganz Wisborg nannte, war sozusagen der Ober-Appellationsgerichtshof für die ganze Uekfche Familie. Schon bei den Großeltern der Frau Poppe hatten weib-

liche Mitglieder der Ueks als Mädchen gedient. Zuletzt war eine Tante von Peter bei Frau Poppe in einer solchen Stellung gewesen.

Die Frau Kanzleirat war stets hilfreich, wenn einmal die Sorge bei Ueks an die Tür geklopft hatte. Sie hatte Rat erteilt und sie war fürsprechend eingetreten. Sie hatte Uekſche Kinder mit über die Taufe heben helfen und hatte zum Konfirmationstage das schwarze Kleid, den schwarzen Rock und das in Goldschnitt gebundene Gesangbuch gespendet.

Und nun war so Wichtiges geschehen, ohne daß man die Kanzlei auch nur benachrichtigt hatte!

„Ein sehr schönes Mädchen, diese Tochter des Bierbrauers. Wie alt ist sie schon und wie alt ist der Fischer?" warf die fremde Dame hin, die neben der Kanzlei einherschritt.

„Marit Neve ist neunzehn Jahre alt und Peter Uek wird fünfundzwanzig. Er ist ein tüchtiger Mensch und hat etwas von der Welt gesehen. Er war schon einmal mit einem der Kriegsschiffe in Australien."

„Und die Neves? Sind's nette Leute?"

„Ja, und wohlsituiert und sparsam und solide.

Aber sie sind zu schwach gegen diese einzige Tochter, die schon als Kind schwer zu zügeln war. Es ist ein heißblütiges Geschöpf, das den Männern die Köpfe verrückt, und, kommt ihr die Leidenschaft, sich über alle Schranken hinwegsetzt. Daß sie sich nun wieder in Peter Uek verliebt hat, ist ein neuer Beweis ihrer Unberechenbarkeit."

Während die alte Dame noch sprach, machte sich hinter dem Boskett ein Geräusch bemerkbar und gleich darauf erschienen gerade Diejenigen, von denen eben die Rede gewesen war.

Peter Uek hatte Marit am Arm, und der herkulisch gebaute junge Bursche näherte sich der Freundin der Familie mit jenem gutmütig-treuherzigen Ausdruck in den Zügen, den man fast alle Zeit bei den Hünen des Nordens findet und der mit der muskulösen Erscheinung nicht sonderlich harmoniert. Er war in der Tat ein wunderhübscher Mann und sein Aeußeres wurde heute noch durch den tadellosen neuen Anzug besonders gehoben. Er trug nach Matrosenart blaue, nach unten sich erweiternde Beinkleider. Ein knappes, doppeltgeknöpftes Jacket in derselben Farbe umschloß den geschmeidigen Oberkörper. Unter einem

weißen, tief ausgeschnittenen Kragen, der von dem gebräunten Hals vorteilhaft abstach, flatterte ein flottgeknotetes seidenes Halstuch und auf dem Kopf saß ein Strohhut. Daneben das schöne Kind, biegsam, mit schwarzfunkelnden Augen, schwellender Büste und bekleidet mit einem dunklen Kleid, einem mausfarbenen, wie angegossen sitzenden Paletotjäckchen und einem schwarzen Hut mit kühn aufgesetztem scharfroten Aufputz.

Und als sie vor der Dame standen, verneigte sie sich leicht und zierlich und Peter Uek verbeugte sich linkisch verlegen und stotterte errötend eine Entschuldigung, daß er ohne Vormeldung sich verlobt habe und heute die Ueberraschung verkünde.

„Wir haben uns erst gestern Abend verlobt. Wir wollten gleich heut' Vormittag her, aber —"

Hier blickte er auf seine Braut, die auch dann statt seiner das Wort nahm und weitere und solche Erklärungen gab, die teils der Wahrheit entsprachen, teils, ohne diese umzustoßen, Peters bisheriges Schweigen erklärten.

‚Sie wären allerdings seit Wochenzeit schon unter einander einig gewesen, aber doch wieder nicht, da Peter immer noch Bedenken gehabt habe,

Bedenken, die seiner Gewissenhaftigkeit auch in äußeren Dingen entsprochen hätten.

Und gestern nach der endlichen Erklärung von seiner Seite, wäre er und wären sie Beide durch das Beliebungsfest abgehalten worden.'

Gerade so gaben sich die jungen Leute, nachdem die Dame sich entfernt hatte und sie sich freier fühlten, wie sich's bei ihrem Anblick die kleine Kanzlei vorgestellt hatte. Er war wenigstens gegenwärtig ein verliebter Junge, und sie wußte ihn in ihrer Klugheit gerade so zu nehmen, wie er, der einen so ganz andern Charakter besaß, als sie, behandelt werden mußte.

„Und was sagen Ihre Eltern, Peter? Haben sie sich gefreut?" fiel die kleine Kanzlei, die sich gütig, aber noch immer ein wenig abwartend verhielt und auch Marits geläufiger Rede nur mit einem stillen Kopfneigen Antwort erteilt hatte, ein.

Peter Uek bestätigte, machte große, lebhaft beipflichtende Augen; zudem nickte er nicht minder eifrig mit dem Kopf.

Nun wußte die alte Dame, die sich eingehendere Fragen auf eine gelegentlichere Zeit vorbehielt, Bescheid. Nun war ihr alles geläufig.

Die alten Ueks, solide und fleißige, aber wie alle diese Familien, Geld über alles stellende Leute, hatten ihm zugeredet, sie hatten die Partie gemacht.

„Na, liebe Kinder, dann gebe Gott seinen Segen!" erklärte die alte Dame. „Wann soll's denn ans Heiraten gehen? Und wo werdet Ihr wohnen?"

„Vater will," nahm wieder die schwarze Marit das Wort, „unten an der Schiffbrücke das Haus kaufen, das Konsul Petermann gehört hat. Hinten im Garten soll eine Fischräucherei gebaut werden. Er will die Sache in diesen Tagen festmachen. Wir heiraten, wenn Peter vom Dienst zurückkommt. Er muß im Herbst erst noch einmal wieder nach Kiel."

Bei diesen Worten hängte sich das Mädchen an ihren Riesen, hätschelte ihn und suchte seine Augen.

Aber auch bei der kleinen Kanzlei wußte sie schön Wetter zu machen. Sie war, während sie den Weg nach der Seebucht herunter nahmen, lebhaft um sie herum und bat, daß die alte Dame ihnen wohlgesinnt bleiben möge.

Und die kleine Kanzlei bewegte sanft den Kopf, ohne ein Ja oder Nein zu sagen; als aber wenig später die beiden jungen Leute so selig vergnügt wieder die Klosterstraße hinabschritten, und sie ihnen noch einmal durch den „Spion" nachschaute, murmelte sie mit besorgter Miene:

„Wenn's nur Stich hält! Gott gebe es!"

Dann aber begab sie sich eilig in ihr Ankleidegemach. Sie hatte eine Einladung zu einer befreundeten Familie im Klosterviertel angenommen, und die Zeit war schon stark vorgerückt.

Nachdem die jungen Leute der alten Freundin des Uekschen Hauses ihren Besuch abgestattet hatten und dieser so günstig verlaufen war, nahmen sie den direkten Weg nach der Neveschen Wohnung im Dreieck.

Sie gingen einher wie Sieger. Sie, beglückt, einen so allbegehrten, schönen Mann ihr eigen zu nennen, er, gegenwärtig im Rausch, daß dieses vielbesprochene und beneidete junge Mädchen ihn, den Fischer, ausgewählt hatte.

Und seltsam: dennoch lief ihnen Beiden während dieses Rausches etwas über die Seele, das sie überwinden mußten. Sie, die schwarze Marit,

gestand sich, daß sie doch lieber einen der Brüder derjenigen jungen Mädchen geheiratet hätte, mit denen sie seinerzeit in der höheren Töchterschule in der ersten Klasse gesessen und Freundschaft geschlossen hatte. Darauf waren immer ihre Sinne gerichtet gewesen, und nun war's ein Fährnässer Fischer geworden. Und er, der Mann, war in unbestimmten Aengsten. Er war unfrei, weil er ihren Charakter fürchtete. Er traute ihr zu, daß sie bei erster bester Gelegenheit ihn zurücksetzen, daß sie ihrem leidenschaftlichen Temperament nachgeben werde. Sie dünkte sich zu gut für ihn und ihm fehlte das Haupterfordernis zu einem so wichtigen Lebensakt, das unerschütterliche Vertrauen.

* * *

Nach einem Jahrhunderte alten Herkommen feierten die Fährnässer jedes Jahr im Saale des Rathauses ein mehrere Tage andauerndes Fest mit Kranzbinden, Mittagessen und Ball. Gestern hatten sie sich zum Essen zusammengefunden. Am folgenden, nach einem Ruhetage, sollte der letztere stattfinden.

Der Sitte entsprechend, waren die Teilnehmer

nach dem Essen in die Wohnungen der verschiedenen Familien gegangen, um Kaffee zu trinken oder später ein Abendessen einzunehmen. Bis in die Nacht dauerte dieses Besuchen. Von Haus zu Haus zogen die vergnügten Scharen. Wer den Kaffee bot, hatte wiederum das Recht auf ein Abendessen in des Nachbars Wohnung.

Bei Neves im Dreieck war's besonders hoch hergegangen. Von 6 Uhr bis 2 Uhr nachts waren die Gäste aus- und eingeströmt. Neves waren in Fährnäß die erste Familie. Sie rechneten sich zu den Fährnässern, obschon der eigentliche Kern der Bevölkerung ausschließlich der Fischerzunft angehörte. Sie, die Fischer, prägten der Vorstadt ihren Charakter auf.

Marit hatte sich im Hause ihrer Eltern mit Peter Uek immer von neuem im Kreise herumgedreht. Er tanzte wundervoll, und sie tanzte für ihr Leben gern. Er hatte ihr auch von seinen Seereisen erzählt. Er trug sehr gut und mit vielem Humor vor.

Zudem war er anstellig, geschickt in seinem Fach, furchtlos und abgehärtet. Wenn draußen beim Fischfang in der Ostsee sich Sturm und Un-

wetter erhoben, war er wie Keiner am Platz. Er ließ sich nicht ins Bockshorn jagen, er bewahrte stets seinen Gleichmut.

So war er denn trotz seiner fast kindlichen Befangenheit Vornehmen gegenüber, ein Mann, so war er Einer, dem anzugehören, jedes Mädchen ihres Standes glücklich sein mußte.

Und das hatte sie bestimmt. Nachdem die Fährnässer sie, wie sie wußte, schon halbwegs unter die Verlorenen geworfen, nachdem sie gesehen, mit welcher Geflissenheit ihre früheren Schulkameradinnen gar ihrem Gruß auswichen, wollte sie sich durch diese Verlobung ihre Stellung zurückgewinnen. Daß die Fährnässer, wenn sie Peter Ueks Frau geworden, ihr, der Tochter so wohlhabender Eltern, kommen würden, wußte sie. Aber auch die Wisborger würden ihre Vorurteile abstreifen, wenn sie eine ehrbare Frau, wenn sie die Gattin eines angesehenen Bürgers geworden war.

Sie sah sich in einem hübschen Hause, sah in ihrem Geiste sich das Geschäft immer mehr entwickeln, gar eine Ausdehnung annehmen, durch die Peter einer der Wohlhabendsten in der Stadt Wisborg geworden, und sah sich endlich, wenn

sie durchgesetzt hatte, daß ihr Mann zum Stadtverordneten gewählt, im gleichberechtigten Verkehr mit den Großbürgern. Dann hatte sie erreicht, was ihr werden konnte, worauf ihr Ehrgeiz ging. So waren ihre Gedanken, darauf wollte sie hinaus.

* * *

Es war sieben Uhr abends einen Tag später.

Immer neue Scharen vergnügungssüchtiger Beliebungsmitglieder stiegen die breiten Stufen des in der Nähe des Fährnässer Viertels am sogenannten Stadtmarkt belegenen Rathauses empor. Dabei war der Saal schier schon mit Fährnässern und Wisborgern überfüllt, und eben stimmten auch bereits die Musikanten ihre Instrumente. Der Brummbaß gab der Violine den Ton an; in das wiederholt erklingende A und D mischte sich der kurze prüfende Trillerlauf des Fagotts und der Flöte.

Und allerliebst sahen alle die Fährnässer und Wisborger jungen Mädchen in ihren schneeweißen Kleidern mit den blauen, scharfroten oder hellroten Schärpen aus. Und einen nicht minder an=

ziehenden Anblick gewährten die Gruppen der jungen kraftvollen Fischer und der wetterfesten Alten mit ihren gebräunten, von weißen oder dunklen Bärten umrahmten, ausdrucksvollen Gesichtern.

Und als dann die ersten Walzertöne erklangen, und der Tanzordner das Zeichen gegeben, drehten sich zahllose Paare im Kreise, und zu der heißen Luft, die bald im Saale entstand, gesellte sich ein Staub, der die an den mit Wappen, Fürstenbildern und heute mit grünem Laub geschmückten Wänden sitzenden Frauen fast verhüllte. Und die Stunden verrannen rasch. Dem Walzer folgten Redowa, Polka und Tiroler, und nach der ersten größeren Pause setzte die Musik gar mit einem stürmischen Galopp ein.

Und gerade dieser Tanz reizte die schwarze Marit über Alles. Sie flog mit dem schlanken Riesen Peter Uek nur so dahin, und aller Augen richteten sich voll Neid oder voll Bewunderung auf diese beiden schönen Menschen.

Dann aber erschienen — noch spät — Chargierte vom Husaren-Regiment in ihren mit weißen Schnüren besetzten blauen Reiterjacken und blanken

Stiefeln. Prachtvolle Gestalten! Und auch Einer, von dem man fortwährend in Wisborg sprach, schon deshalb, weil er mehr Geld täglich auszugeben hatte, als viele Familien den ganzen Monat ihr Eigentum nannten. Aber auch, weil er allen Wisborger Mädchen die Köpfe verrückt hatte. Der Rittmeister, Graf Schwarzenfeld, machte sich ohne lange Fragen an die schönsten Mädchen und Frauen heran und bat um Extratänze.

Zuletzt holte er sich die Allerschönste, die schwarze Marit, die sich eben heißatmend, mit blitzenden Augen und glühenden Wangen aus ihres Bräutigams Arm gelöst, und riß sie, sich kurz und kavaliermäßig verneigend, an seine Brust und flog mit ihr davon.

„Sie solle nicht tanzen, sie könne kaum atmen," wollte Peter Uek entschieden dreinsprechen. Ein Gefühl heißer Auflehnung und aufkeimender Eifersucht hatte ihn jählings gepackt, da sie ohne Widerstand sich jenem hingegeben, daß er, ohne zu fragen, sie an sich genommen, wie ein willenloses Eigentum.

Aber das Wort blieb ihm zwischen den Lippen. Sie lag, bevor er noch anzuheben vermochte, bereits in des Grafen Arme und gleich zwei Lebens-

überschäumenden, die nur der eine Gedanke und das eine Verlangen durchglüht, sich dem tollen Augenblicksrausch in vollen Zügen hinzugeben, flogen sie durch den Saal. Und nicht einmal stieß der geschickte Tänzer im Gewühl an.

Sein Auge war trotz der Rapidität seiner Bewegungen überall. Hier wich er geschickt aus, dort überholte er durch ein noch schnelleres, oder vermied durch ein gemäßigteres Tempo im Vorweg die Hindernisse.

Aber hoch empor ragte er mit der schlanken, biegsamen Gestalt und dem interessanten aristokratischen Kopf, ja er drückte schier alles neben sich herab.

Und bevor er seine Tänzerin an ihren Platz zurückführte, drückte er das üppige Geschöpf noch einmal fest an sich und flüsterte, alle Höhen und Tiefen noch einmal kühn überspringend:

„Ah, Du reizendes Götterbild. Ich bin Dir gut und ich muß Dich sprechen. Komme nachher in den Rathausgarten. Willst Du? Willst Du?" wiederholte er, sich mit seinem ganzen Wesen zu ihr drängend.

Und sie sagte nicht nein und nicht ja. Aber

alle ihre Pulse flogen, und wäre es nicht hier gewesen und hätte nicht eine Stimme sich in ihr erhoben, die sie gemahnt, sie wäre ihm erlegen wie ein Pflänzlein dem Sturm.

In der Folge war sie wie verzaubert. Sie sah Peter und verglich seine bürgerliche Schönheit mit diesem Bild ritterlicher Vornehmheit. Sie konnte das Auge von dem Grafen nicht wenden, und wenn er zu ihr — es geschah wiederholt — mit auffordernd werdenden Blicken hinüberschaute, jagten siedend heiße Ströme durch ihren Körper.

Und er, der neben ihr saß, der in seinem Weh, aber auch in seiner Herzensgüte sich um sie mühte, Erfrischungen für sie herbeiholte, den Fächer aufhob und die durch Schwarzenfeld zerknitterten Blumen an ihrem Mieder durch neue ersetzte, sah, daß all sein Werben, daß all seine Versuche, ihre Seele wieder frei zu machen, umsonst waren. Sie war zerstreut oder begegnete ihm mit verdrießlicher Kürze. Wenn er sie zufolge seiner zärtlichen Worte zwang, das Auge zu ihm zu erheben, war der Ausdruck gezwungen. Ihr Herz war nicht bei ihm, der Teufel der Unbeständigkeit und Leidenschaft hatte sie in seiner Gewalt.

Und das war in dem ersten Halbjahr des Verlöbnisses.

In seine junge Seele bohrte sich ein quälender Schmerz.

Auf den Gedanken, Zeit zu geben, sie zu erziehen, den besonderen Umständen Rechnung zu tragen, sie durch kluge Mittel zu sich zurückzuführen, kam er in diesem Augenblick nicht, weil ihm die Erfahrung in solchen Dingen fehlte.

Er kannte keine Frauenherzen, in denen oft in kaum Minutenlängen alle Jahreszeiten der veränderlichen Launen ihren Einzug halten. Er hatte noch nicht den Spruch vernommen:

„Sei sorglos, Menschenkind, sei froh,
Daß Du nur weißt, was Deine Ohren hör'n und
Deine Augen seh'n!
Ein furchtsam' Schaudern Dich erfassen würd',
Wollt' ich mit Dir den Weg in Deiner Nebenmenschen Inn'res geh'n!"

Und dann — später in der Nacht — als er nach einem fast halbstündigen, lustigen Trinken, Plaudern und absichtlichen Niederschlagen aller eifersüchtigen Regungen in den Nebenräumen sie wieder an dem alten Platz im Saal und dann

unter den tanzenden Paaren suchte, ihr in alter, versöhnlicher Weise begegnen wollte, vermochte er sie nirgends zu entdecken. —

Anfangs hatte er, wohl unruhig, noch keinen Arg. Als aber die Zeit verrann, ohne daß sie wieder in den Saal trat, als auch Alle, die er fragte, keine Auskunft zu geben vermochten, als er auch den Grafen nicht mehr oben sah, da krallte sich etwas von Leidenschaft und Ingrimm um sein Herz, von dem er nicht wieder gesundete.

Er begab sich nunmehr draußen auf ein hastiges Nachforschen. Oben im Rathaus war Marit nicht. In den unteren Räumen, wo sich auch noch Gastzimmer befanden, waren seine Nachforschungen, durch die er schon Aufmerksamkeit erregte, gleichfalls vergeblich, und als er sich dann noch in den Garten wenden wollte, zu dem er im letzten Zimmer die Türen geöffnet fand, kam ihm ein Junge mit einem Billet nachgelaufen.

Er suche ihn schon lange. Das Fräulein hätte es ihm bereits vor einer Viertelstunde gegeben. Sie wäre unwohl geworden und nach Hause gegangen.

„Du lügst, Junge. Alles ist Lüge!“ schrie der

aufgeregte Mann, dem das verlegene Wesen des Burschen auffiel, dem sein Instinkt, sein Mißtrauen zuraunten, es sei eitel Trug, was ihm da vorerzählt wurde.

Er packte den Burschen vorn an die Jacke und rüttelte ihn, daß seine Glieder flogen.

„Nun, vorwärts. Willst Du sprechen? Wo ist das Mädchen? Wo gab sie Dir den Brief? Wer war bei ihr? Wo ist sie jetzt?"

Und während nun der eingeschüchterte Knabe den Mund zum Reden öffnete, riß Peter das Kouvert auf und überflog sturmschnell die Bleifederschrift:

„Lieber Peter! Ich mußte mich hinlegen, weil ich fast ohnmächtig war von der Hitze. Da es nicht besser wird, gehe ich lieber nach Hause. Um kein Aufsehen zu machen und nicht zu stören, nehme ich auch von Dir keinen Abschied. Auf fröhliches Wiedersehen morgen! Marit."

Nun wurde der gutherzige Mann doch wieder einen Augenblick zweifelhaft. So niederträchtig schlecht, so lügnerisch konnte doch kein Mensch sein, daß er das alles erfand! Aber dann kehrten Eifersucht und Mißtrauen ebenso rasch zurück.

„Wer war bei ihr?" setzte er von neuem an.

Aber als der zitternde Knabe endlich antworten wollte, erschien plötzlich ein Mann — ein Husar — der Graf, aus dem Dunkel des Gartens auftauchend, mit heißgerötetem Kopf auf der Türschwelle und nahm, Peter Uek erblickend, eilig, wenn auch ohne Verlegenheit, den Weg zum Saal hinauf.

Und nun war auch Peter mit einem Satze im Garten, und als er sich eben durch die Finsternis tastete, spürte er, daß ein Mensch — ein weibliches Wesen — sich nahte, und er faßte die mit Hut und Mantel Bekleidete und zog sie trotz ihrer Fluchtversuche und heftigen Widerstandes an die Mauer, an das Licht der Fenster.

Und dann sah er seine Braut, die schwarze Marit, vor sich, und wenn er ein Messer gehabt hätte, würde er es wohl in der besinnungslosen Raserei, die ihn erfaßte, der treulosen Kreatur in die Brust gestoßen haben.

* * *

Es war acht Wochen später.

Die Fährnässer Fischer waren am Morgen von ihrem Nachtfischzug zurückgekehrt. Einundvierzig

Kähne mit den breiten braunen Segeln waren, von einem flotten Nordwest getrieben, am Nachmittag vorher vom sogenannten Klosterstrand abgesegelt.

Eben hatte Peter Uek in blauen Hemdärmeln, die Füße bekleidet mit gestickten Morgenschuhen, seine Kleider und den Südwester hinten an der Hofwand zum Trocknen aufgehängt, und war gerade im Begriff, sich ins Haus zu begeben, als er drinnen eine ihm bekannte Stimme vernahm und nochmals rasch auf den Hof zurücktrat.

Es war die kleine Kanzlei, die von einem Frühmorgen-Spaziergang heimkehrte, und, wie er hörte, sich nach ihm erkundigte.

„Sagen Sie Peter, daß ich ihn heute Nachmittag nach 5 Uhr erwarte, und grüßen Sie ihn. Alles nach Wunsch verlaufen? Guter Fischfang, Frau Uek?“ Dann ging sie.

Ein Zug der Befriedigung glitt über Peters Gesicht. Rasch wusch er sich an der Pumpe Angesicht und Hände und stieg sodann mit tiefgebücktem Körper die schmale Treppe zum Boden in sein Schlafzimmer hinauf, ein Gemach, das eher für Zwerge, als für Riesen berechnet war. Aber das

kannten die Fährnässer Fischer nicht anders, auch störte es Peter nicht. Er war's sogar gewohnt, daß sein Bett beim Niederlegen wohlmal in allen Fugen krachte. Noch einmal atmete er tief auf, dann war er in einen tiefen Schlummer versunken.

Alle Fährnässer Fischer holten um diese Zeit den Schlaf nach, während die Frauen die vorher schon ausgesuchte Ware in den Vormittagsstunden in der Stadt feilboten und nach Rückkehr für ihre Männer das Essen bereiteten.

Am Nachmittag, kurz vor der von der kleinen Kanzlei angesetzten Zeit nahm Peter Uek den Weg nach dem Kloster.

Die meisten jungen Fischer standen oder saßen, während er die Hauptstraße durchmaß, vor den niedrigen, in den Fenstern mit Blumen besetzten Dreieckhäusern und rauchten und schwatzten, während die alten Männer, der Straße den Rücken zugewandt, an Fischernetzen tätig waren, deren Geflecht sie an den Hauswänden befestigt hatten.

Sie grüßten ihn mit einem den nordischen Menschen eigenen, kaum merklichen Kopfneigen, oder riefen ihm Scherzworte in plattdeutscher Sprache nach.

Keiner wußte bisher noch, was geschehen. Sie

glaubten, er kehre von seiner Braut zurück. Aber Peter Uek war nicht da gewesen und hatte ganz andere Gedanken. Nach wiederholten erregten Szenen, die an jenem Abend zwischen dem Brautpaar ihren Anfang genommen, hatte Peter erklärt, daß er sein Wort zurückziehe.

Marit hatte immer wieder erklärt, sie sei unschuldig. Was er ihr vorwerfe, wäre völlig unzutreffend. Sie habe sich zurückgezogen, weil ihr sehr schlecht zu Mute gewesen. Zuletzt habe sie versucht, sich in der frischen Luft zu erholen. Da sei ihr der Graf, der sie wohl zufällig habe in den Garten gehen sehen, nachgegangen, sie aber sei ihm entschlüpft.

So standen die Dinge. Peter war Marit in der Folge ausgewichen, und sie tat alles, um seiner wieder habhaft zu werden.

Als Peter eben die letzten Häuser des Fährnässer Viertels hinter sich hatte und in den Alleeweg einbiegen wollte, der zum Klosterwinkel führte, erschien an dem Durchgangsweg, der die obere Straße mit diesem verband, eine weibliche Gestalt, und die Augen schärfend, erkannte Peter zu seinem größten Unbehagen die schwarze Marit.

Sie hatte offenbar die Absicht, ihn hier zu treffen, denn sie beschleunigte den Schritt, als sie ihn vor sich auftauchen sah und machte auch eine Bewegung mit der Hand.

Ringsum war nichts Lebendiges. Die heiße Nachmittagssonne brütete einsam über den hinter dem Klosterwinkel liegenden Feldern und über den zur rechten hinter der Stiftmauer sich erhebenden Gebäuden.

Als sie ihn auf wenige Schritte erreicht hatte, nickte sie lebhaft, und sagte, ihm die Hand hinstreckend:

„Ik gah mit, min Peter, de Kanslei hett mi ok bestellt!"

Dabei sah sie ihn demütig an und suchte seinen versöhnenden Blick.

Peter aber überlegte rasch, wie er sich verhalten solle. Gab er ihr nach, dann war alles wieder verloren. Er sah, daß die alte Dame sich Beide zu sich beschieden hatte. Sie wollte versuchen, eine Versöhnung zwischen ihnen herbeizuführen.

Infolgedessen sagte er in einem kühlen Tone:

„Na ja, da kann ik niks dagegen seggen, aber

so veel is gewiß, wat Fru Kanslei ok spreken mag, mit uns ward dat niks mehr."

Sie aber sagte biegsam im Ton, und fügsam sich gebend, auch seinen Arm unter zärtlicher Bewegung fassend:

„Ich war damals so aufgeregt. Rede nicht mehr davon, mein Peter. Laß das vergessen sein! — Ich verspreche Dir, daß Du Dich nicht mehr über mich beklagen sollst. Ich meine, wir wollten uns heute wieder versöhnen, an das Häßliche gar nicht mehr denken, wieder die Alten sein. Sieh, Peter, Du weißt's noch nicht! Wir haben Anfang der Woche auch noch meine Tante in Bardowiek beerbt. Auf mein Teil kommen siebzigtausend Mark. Ich wollte es Dir schon schreiben. So können wir nun jeden Augenblick heiraten, und es uns bequem machen. Was sagst Du dazu! — Sei doch gut! Ich weiß wohl, daß ich Dich irre gemacht habe. Ich war auch so heftig. Aber, Peter, es war doch nur Liebe, es war Aerger über mich selbst! Nicht wahr, Du bist mir noch gut, Peter. Du freust Dich über unser Glück, denn mein Geld ist auch Dein Geld. Nein, nein, komm, gib mir die Hand und küsse mich!"

Nach diesen rasch und zärtlich hervorgestoßenen Worten reckte sie ihre volle Gestalt zu ihm empor, schlang die Arme um des Widerstrebenden Hals und küßte seine frischen, gesunden Lippen.

In Peter hatte sich bei ihren Worten ein Sturm von widerstrebenden Empfindungen erhoben. Ihre Weichheit, ihre Zärtlichkeit, ihr anschmiegendes Wesen, aber auch die Mitteilung ihrer glänzenden Vermögensverhältnisse machten ihn schwankend und vorübergehend fassungslos. Er mußte mit ganzer Gewalt seine Gedanken auf seine Vorsätze richten, um ihr nicht zu unterliegen.

Dies klug wahrnehmend, redete sie auch ferner auf ihn ein, hätschelte und streichelte ihn und zog ihn über das Klostergebiet hinaus hinter die Stiftmauer, ließ sich auf dem heimlich schattigen Abhang mit ihm nieder und malte ihm die Zukunft aus. Zum Schluß rief sie noch einmal seine Liebe an, erinnerte ihn an seine Zusagen und war so hingebend und demütig, daß er immer nur tief Atem holen und kämpfen mußte, um ihr auszuweichen.

Er befand sich in einem gewaltigen Widerstreit. Gerechtigkeitssinn und Gutherzigkeit rangen mit einer in seinem Herzen schon früher einge-

zogenen tiefen Neigung für ein Mädchen, das es ihm durch Milde, Sanftmut und Weiblichkeit, aber auch durch stille Schönheit angetan hatte, und es stand seit der Entdeckung von Marits Wankelmut und Untreue fest in ihm, daß Jene seine Frau werden solle.

Bei der Wahl Marits hatten vorübergehend die Sinne gesprochen. Das Zureden seiner Eltern seit Jahren und Tag hatten auf ihn eingewirkt und schließlich bestimmt. Aber ebenso rasch war er durch jenen nächtlichen Vorfall zur Besinnung gelangt.

Wie sich nun aus alledem herauswinden? So viel er auch sann, es gab doch nur einen Weg, nämlich den, sich der kleinen Kanzlei Hilfe zu bedienen, durch sie Marit zum Aufgeben ihrer Ansprüche zu bestimmen.

So blieb er denn dauernd zurückhaltend und entgegnete ernst:

„Laß uns hören, was die Frau Kanzleirat vorbringt. Wie ich denke, weißt Du; daß es nichts mit uns werden kann, habe ich Dir gesagt. Mi dücht," schloß er, aus seinem ungelenk breiten Hochdeutsch ins Platt übergehend: „wi harn beder, wi

gung'n as gude Fründen utenanner. Du büst fri, un ik bün fri. Wat wist Du mit Peter Uek, wenn Du so veel Geld hest! Da sünd nog, de de Hand nah Di utstrecken."

„Ne, Peter, ik hev Di leev, un ik will Di heirad'n. De Annern mag ik all nich. Wat schall de Kanslei twischen uns? Gif mi de Hand! Ik bäh Di, lat uns wedder tosamen holen. Ik kann, ik kann Di nich missen. Wenn Du mi nich heiraten deihst, spring ik int Water. Wist dat up Di neh'm, Peter?"

Nochmals küßte und herzte sie ihn. Diesen letzten Anlauf nahm sie, sein Herz zu bezwingen.

„Ik will Di wat seggen, Marit! Giv mi Tid, to överleggen bit morgen Abend. Denn so schriev ik Di," stieß er wie nach kurzem Bedenken heraus.

Er sprach so, weil er keinen Rat mehr wußte.

Er sah sie etwas fügsamer an, er griff nach ihrer Hand, aber sie entzog sie ihm und bedeckte damit ihr Angesicht. Tränen rannen aus ihren Augen und schmerzliche Laute drangen aus ihrer Brust. Auch schüttelte sie, als er in gleichen Worten nochmals auf sie einredete, sich zu besänftigen, schmerzlich den Kopf und sagte:

„Ach, ich weiß ja doch, was Du mir morgen schreibst. Und so ist es denn auch zwecklos, nach dem Kloster zu gehen. Ich weiß nun, was ich zu tun habe!“

Hierauf raffte sie sich empor, ordnete ihre Kleider und nahm, nachdem sie zerstreut und einige Augenblicke mit tief verlassenem Blick über das Feld geschaut, den Weg hinunter an den Strand. Sie war wie abwesend, hörte nicht mehr hin, als er sich ihr anschloß und auf sie einredete, und blieb zuletzt, als sie in die Nähe eines am Ufer liegenden Fährwirtshauses angelangt waren, plötzlich stehen, sah ihn ausdruckslos an und sagte:

„Ich will nur die noch einmal sehen, die mir für immer mein Glück gestohlen hat. Ich weiß es, sie sitzt im Dunkelhof. Dann soll's vorbei sein. Dann hast Du erreicht, was Du wolltest, dann bist Du frei!“

Und ohne ferner auf den mit Staunen und Ueberraschung Aufhorchenden zu achten, nahm sie mit einem entschlossenen Ausdruck den Weg querfeldein und schritt an dem Strand entlang, einem in der Ferne auftauchenden Gehöft zu.

Zunächst beschäftigte Peter Uek die unruhige

Frage, woher Marit wußte, daß er inzwischen sein Herz dem von ihr bezeichneten Mädchen zugewandt habe. Es war ihm rätselhaft. Nur eine Erklärung gab's: Sie mußte ihn und Jene jüngst zusammen gesehen haben.

Und sie gab's denn auch zu, als er sie darauf anredete.

Aber als sie unter erregten Gesprächen nach zwanzig Minuten andauernder Wanderung einen den Strand verlassenden, den Feldern zustrebenden, über eine stille Wiese sich hinschlängelnden Pfad betraten, kam ihm auch wieder die Erinnerung an ihre mystischen Reden, an ihre Aeußerung, daß sie dem von ihm geliebten Mädchen gegenübertreten wollte, und infolgedessen sagte er schroff:

„Wo willst Du hin? Und was willst Du tun? Ich frage Dich zum letzten Male! Ich verlange Antwort!"

Den letzten Satz sprach er sogar in einem Ton und mit Blicken, die sie aus ihrer trotzigen Verschlossenheit jäh emporschrecken ließen.

Der andere Mensch machte sich in ihm geltend, die starrköpfig-entschiedene Art der Nekschen Familie gewann die Oberhand.

Er stand vor ihr mit einem Ausdruck, der sie erschreckte. Ein herrischer Wille blitzte aus den bisher ruhigen Augen, der ihr keinen Zweifel ließ, daß er vor nichts zurückweichen werde, wenn sie sich ihm nicht bedingungslos fügte. Und da siegten Furcht und noch einmal Hoffnung.

Sich leidenschaftlich an seine Brust werfend und bettelnd zu ihm emporschauend, sagte sie: „Was ich will? Ich will Deine Frau werden, oder ich will nicht mehr leben, keinen Tag mehr. Das ist mein fester Entschluß. Daran wird mich niemand hindern, auch Du nicht. Noch einmal flehe ich Dich aber an, bleibe bei mir. Ich will alles tun, Dich glücklich zu machen. Ich will immer eingedenk bleiben, daß ich schwere Schuld auf mich geladen hatte, so am Beliebungsball weggegangen und nachher so heftig gewesen zu sein. Nun, Peter, mein Peter? —“

„Ich kann nicht! Ich kann nicht mehr zurück. Ich hab' dem Mädchen drüben mein Wort gegeben!“

„Aber Du gabst es doch zuerst mir, Peter, und ich habe das erste Anrecht.“

Er seufzte auf.

Doch in diesem Augenblick kam ihm ein, wie er hoffte, alles zu seinen Gunsten erlösender Gedanke. Rasch das Haupt emporrichtend, sagte er:

„Wohlan, ich mache Dir einen Vorschlag: Wir Beide gehen jetzt zu der Kanzlei! Erst sprichst Du allein mit ihr, dann ich. Wie sie entscheidet, das soll sein! Meint sie, wir gehören zusammen, so machen wir Hochzeit, und der liebe Gott muß helfen, daß wir es Beide nicht bereuen und daß wir nicht einander elend machen. Spricht sie mich aber frei, so gehen wir ohne Groll auseinander und Du versprichst mir, alle sündhaften Gedanken aufzugeben. — Ist Dir das recht, so schwöre mir hier, daß Du daran festhalten willst. Ich schwöre mit erhobener Hand, daß ich das tun will, was sie sagt!"

Einen Augenblick zögerte Marit noch. Dann neigte sie das Haupt und auch ihre Hand erhebend, sprach sie feierlich:

„Ja, ich will!"

Nun traten sie, stumm neben einander herschreitend, wieder den Rückweg an; über ihnen aber flatterten unruhig, von der Bucht herüber-

schwärmend, nach Futter suchende, weißbeschwingte Möwen.

* * *

Wieder waren Tage vergangen.

Peter ging zu der kleinen Kanzlei, um sich die Entscheidung zu holen. Sie hatte sich an jenem Tage Bedenkzeit für eine solche ausbedungen und nur mit großem inneren Widerstreben überhaupt darauf eingelassen. Wer konnte, wer durfte in solchen Dingen die Rolle der Vorsehung übernehmen?

Aber ihre Herzensgüte und ihr Pflichtgefühl, sich niemals dem Anruf ihrer hilfsbedürftigen Nebenmenschen zu entziehen, hatten gesiegt. Sie war auch zu einem Entschluß gelangt und hatte Peter am Frühmorgen sagen lassen, daß sie ihn erwarte.

Als sie ihm in ihrem blumenbesetzten Wohngemach gegenübertrat, mußte sie trotz ihrer sorgenden Teilnahme über seine bedrückte Miene lächeln. Mit dem ängstlich befangenen Ausdruck eines Schulknaben stand der riesenhafte Mann da, drehte die Schirmmütze hin und her und verbeugte sich wie

Jemand, der weiß, daß er, weil er als Bittender erscheint, auch sicher nicht gelegen kommt.

„Und wo ist Marit?“ hub die kleine Kanzlei, ihn mit gewohnter Güte zum Sitzen einladend, an. „Wollte sie nicht mitkommen?“

„Ich hab' ihr nicht gesagt, daß ich hergehe, Frau Kanzleirat,“ stieß Peter heraus. „Ich werde ihr's aber zukommen lassen, — wenn Sie nicht —“

„Sie meinen, es wäre Ihnen am liebsten, ich teilte es ihr mit, Peter? Nun ja, auch das kann geschehen. Hören Sie also, was ich Ihnen zu sagen habe:

Heute denken Sie Beide, daß die Dinge nur so sein können und bleiben werden, wie sie sind. Die Erfahrung aber lehrt, daß oft, im Umwenden, schon nach Tagen, sich die Gedanken, Wünsche und Gefühle der Menschen verändern. Darauf baue ich meine Hoffnung zum Guten. Mein Rat lautet:

Ihr sollt Eure Angelegenheit ein Jahr ruhen lassen! Jedem ist es unbenommen, zu tun, was er für Recht hält, nur darf keiner von Euch sich während dieser Zeit mit einem andern Mädchen oder Mann befassen. Was dann nach Jahresfrist

ist, werden wir sehen! Ich bin gewiß, daß sich Euer Verhältnis lange vorher geklärt hat. Ihr habt nämlich auch das Recht, Euch früher auseinanderzusetzen, aber Ihr müßt Euch dann einig sein. Ich denke, so kommen Sie zu Ihrem Ziel, Peter! Daß Marit kein Jahr aushält, ist sicher. — Wenn sie sich aber etwas vergibt, so sind Sie an nichts mehr gebunden!"

„Hm, hm, ja, ja. Das ist gut! Das ist das Richtige," stieß Peter Uek hoffnungsvoll heraus. Lasten wälzten sich von seiner Seele und nur eines hatte er noch vorzubringen und wagte doch nicht zu sprechen. Erst als die kleine Kanzlei ihn ermunterte, stieß er heraus:

„Ich — ich wollte bitten, ob Sie vielleicht Anna Franzen in Dienst nehmen könnten. In Dunkelhof kann sie nicht bleiben. Es sind schreckliche Leute. Sie quälen sie jeden Tag. Sie sind gegen uns Beide. Sie wollten nichts davon wissen. Mein Bruder hat sie, glaube ich, bearbeitet!"

Eine Weile sann die alte Dame nach, dann sagte sie:

„Ich will's mir überlegen, Peter! — Ich will sie dieser Tage mal aufsuchen."

„Ach, Frau Kanzleirat,“ rief der große Mensch. „Ich sage Ihnen vielen herzlichen Dank für alles Gute. Wahrhaftig, so Eine wie Sie, Frau Kanzleirat, gibt's auf der ganzen Welt nicht mehr.“

Die Kanzlei wehrte bei diesen Worten ab, aber indem in ihren blauen Augen zugleich ein Ausdruck warmherziger Güte erschien, verstärkte sie noch seine Hoffnungen durch Worte.

Sie versprach ihm, falls das Mädchen drüben das wert war, was er von ihr verhieß, ebenso gut ihre Beschützerin zu werden, wie sie seine Helferin bleiben zu wollen ihm zusagte.

Am nächsten Tage machte sich die kleine resolute Dame nach dem Dunkelhof auf den Weg. Nach 25 Minuten erreichte sie das von mächtigen kanadischen Pappeln flankierte Gehöft.

Das Wohnhaus lag inmitten von Gebäuden, die von alten, knorrigen, dichtbelaubten Bäumen umschlossen waren. Auch vor einem Teil der Fenster des ersteren senkte ein finsterer Baum seine Zweige herab. Das Licht war gleichsam abgesperrt. Wie eine dunkle Halbinsel lag der Besitz inmitten der Aecker, Felder und Wiesen, die zu ihm gehörten.

Ein gelbgefleckter Hund erhob bei ihrem Nähertreten ein lautes, drohendes Gebell; ein anderer schwarzer, mit struppigem Haar gesellte sich zu ihm. Auch ein Bauernknecht, der vorüberschritt, grüßte knapp und kurz. Hier war alles unfreundlich, ungastlich.

Sie aber öffnete trotz des Kläffens der Hunde die Tür des düsteren Bauernhauses, beschritt den großen, lehmgedeckten Flur, an dessen Seiten sich die mit Rinnen versehenen Kuhstände befanden und dessen Giebelräume mit Heu angefüllt waren, und trat in die zur Linken vom Feuerherd befindliche, zufällig offenstehende Wirtsstube. Sie fand hier niemanden, wohl aber hörte sie nebenan in einem andern Raum sprechen.

Da trotz eines durch das Betreten des mit Sand bestreuten Fußbodens entstehenden Geräusches und trotz Räusperns Keiner erschien, war sie gezwungen, eine Weile der drinnen stattfindenden Erörterung zuzuhören, und erkannte nun zu ihrer Ueberraschung die Stimme von Peter Uek.

Er sprach sehr lebhaft auf eine weibliche Person ein und sagte: „Wenn Dine Verwandte nahdem torüg kamen, war ik mit se spreken. Ik

denk wull, ik war se to Vernunft bring'n. Un um mine Oellern und minen Broder kümmer Di garnich. Dat ward sik allens finnen. Du heest keen Geld. Wenn Du Geld harst, ja, denn so wär niks in de Weg. Abers wi wüllt wul dörchkamen. Ik bün ok üm de Bucht-Upseher-Posten inkam'n! Wenn ick damit Glück hev, frag' ik nah nüms. Denn heirat ik Di von de Fleck weg! Un nu ween nich, min Diern. Wofür weenst Du, min söte Anna?"

„Ach, Peter, mine Verwandte willigen nich in. Dat ward niks. Un se rücken mi niks herut. Min Tante ist giezjger as en Giezhals, un min Ohm hett niks to segg'n —"

Nun räusperte sich die alte Dame noch lauter, und klopfte zudem auf den Tisch.

Mit der Schürze ihre Tränen trocknend, kam alsbald ein schönes blondes Mädchen mit sanftem Ausdruck in den schwarzen Augen, die in einer eigentümlichen, bleiweißen Umgebung ruhten, sowie mit reizvoll entwickelten Körperformen herbeigeeilt, nickte eifrig, als die kleine Kanzlei etwas bestellte und machte sich an ein mit Flaschen und Gläsern besetztes Büffet, das sich hinter einem

kleinen Ladentisch zur Linken vom Eingang befand.

Zu gleicher Zeit wurde drinnen die Tür geschlossen. Peter Uek wollte offenbar nicht bemerkt werden.

Während das Mädchen die Getränke einschenkte, sah die Frau sich um. Gediegene Möbel standen umher. Darüber saßen bunte Bilder: „Die beiden Schwestern", ein „Schiffbruch in der Nacht", eine bessere Wilddiebszene und das Porträt eines Glücksburgischen Fürsten aus früheren Jahren in Stahlstich. Dann sprach die kleine Kanzlei, arglos sich gebend, auf das Mädchen ein. Zunächst fragte sie, wo Jürgen Tode und seine Frau seien.

Sie wären zufällig Beide in der Stadt seit Nachmittag. Sie wollten dort Einkäufe machen.

„Sind Sie eine Verwandte?"

„Ja!"

„Aber nicht aus dieser Gegend?"

„Nein, ich bin bei Sonderburg zu Haus. Ich bin seit einem halben Jahr hier."

„Und Sie werden hier bleiben?"

Sie nickte still.

„Ich hab' meine Eltern verloren. So haben meine Verwandten geschrieben, ich sollte herkommen."

„Es ist sehr einsam hier bei Ihnen?"

„Ja, es ist recht still. Drüben von den Dörfern kommen sie wohl mal her, immer Sonntags —"

„Waren Sie schon früher in einer Wirtschaft?"

„Nein, ich war bedienstet bei dem Landrat in Sonderburg. Vier Jahre war ich da. Dann ging ich nach Knebel, wo meine Mutter ein kleines Haus hatte, um sie in ihrer Krankheit zu pflegen. Als sie starb, war die Stelle bei Herrn Landrat v. Schedel schon wieder besetzt! Vordem bin ich mal in Wandsbek gewesen bei einem Herrn von Hege. Mit der Familie bin ich auch mal gereist. Wir waren in Homburg und in Baden-Baden."

„So, so, da haben Sie also etwas von der Welt gesehen."

„Ja, ich hatte es immer gut bei meinen Herrschaften."

„War Ihr Vater Bauer?"

„Nein, mein Vater war Schullehrer und Kantor auf Alsen —"

Die kleine Kanzlei machte eine Pause, dann sagte sie:

„War nicht — Peter Uek — vorher in dem Zimmer nebenan —?"

Das Mädchen errötete und bejahte.

„Ja — er — war da —; er ist wohl noch —"

„Wollen Sie ihm sagen, daß ich hier wäre? Frau Kanzleirat Poppe heiße ich. Ich wollte ihm nur guten Tag sagen. Melden Sie es ihm, bitte. Ich will dann auf dem Strandweg nach Wisborg zurück. Hm, und noch eins! Sagen Sie einmal, möchten Sie wohl in der Stadt Beschäftigung finden?"

Das Mädchen hatte sich schon der Tür zugewandt. Nun stand es still und entgegnete mit vorangegangenem Zaudern: „Ja, ich möchte gern. Aber ich weiß nicht, ob meine Verwandte — die sind schwer zu nehmen — Sie müßten schon so gut sein — —"

Da die alte Dame nicht gleich etwas entgegnete, nur halb zustimmend den Kopf neigte, entfernte sich Anna mit verlegenem Ausdruck.

Unmittelbar darauf trat Peter Uek in die Gaststube.

Die Abendsonne warf eben ihre letzten, die kleinen Fensterscheiben schier in brennendes Gold verwandelnden Lichter in den Raum und schob sich bis an das Büffet, hinter das Anna wieder getreten war. Es weckte ein silberstrahlendes Feuerwerk in den hellen Flaschen und in den durchsichtigen Gläsern und warf einen verklärenden Schimmer auf des Mädchens emporgerichtete Gestalt.

Die kleine Kanzlei war ganz benommen davon, wie schön sie aussah. Peter Uek aber schüttelte ihr, die Verlegenheit kräftig abstreifend, die Hand und gab verlegene Erklärungen über sein Hiersein.

Er reichte mit seiner Hünengestalt fast bis an die Decke des kleinen Raumes und blieb, die Hand auf den zwischen den Fenstern befindlichen halbrunden Tisch gestützt, vor ihr stehen.

„Ein Glas Bier für Herrn Uek! Sie trinken doch eins, Peter?"

Er nickte dankend.

In diesem Augenblick hörte man draußen Pferdegetrappel und Peitschenknallen. Auch Hundegebell drang vom Hofe herüber.

„Da sind meine Verwandte!" erklärte das

Mädchen, ihrem Verlobten versteckt zuwinkend, mit unruhigen Augen und zugleich das Glas hinstellend.

Dieser Zwischenfall veranlaßte Peter Uek zu einem raschen Entschluß. Nachdem er schnell das Glas geleert, sagte er:

„Darf ich Sie nachher ein Stück begleiten, Frau Kanzlei! Ich wollte nämlich nochmal wieder herkommen.“

Die kleine Dame bejahte freundlich. Dann zahlte sie, erklärte Anna, auf das vorhin Besprochene zurückkommen zu wollen und ging mit Peter, der dem schönen Mädchen vertraulich zunickte, von dannen. Draußen auf der Diele begegneten sie der Frau mit einigen Packeten im Arm. Sie war dürr, hatte strohgelbes Haar, ein paar unnatürlich rote Flecke auf den spitzknochigen Wangen und ein wärmeloses Wesen. Doch war sie sehr sauber gekleidet.

Sie nickte ohne Befremden, als die Beiden ihr Hiersein erklärten und gab dem an sie aufspringenden Hund einen abwehrenden Fußtritt.

„Komm her, kleiner Kerl! Wie können Sie den Hund so stoßen, Frau Tode?“ hub die kleine, gutherzige Dame an.

„Ah, de is jümmers so todringlich; löpt mi unner de Föt. Nülig wär ik meist full'n," entgegnete sie hartherzig und zog den Mund mit den dünnen, leblosen Lippen.

Nun trennten sie sich.

„Ein unangenehmes Weib!" stieß die Kanzleirätin heraus. „Ich glaube, der könnten Mann und Kinder sterben, ohne daß eine Träne ihr Auge feuchtete. Aber Geld — Geld — das hat sie gewiß lieb."

„Ja, so ist es! Sie ist ein harter Teufel!"

„Und der Mann?"

„Er ist auch sehr engherzig."

„Wo ist sie her?"

„Sie ist auch eine Tode, seine Cousine. Sie war früher in Wisborg im Dienst."

„Und es sind wohlhabende Leute?"

Peter nickte.

„Die beiden alten Todes starben plötzlich, auch zwei Schwestern von Jürgen. Da erbte er Alles und heiratete seine Cousine, die auch was geerbt hatte. Sie ist aus Angeln."

Als sie über das Feld hinausgetreten waren,

sah die Kanzlei Peter gütig ins Auge und sagte: „Sie wollten mir noch etwas mitteilen?"

„Ja, ich wollte fragen, ob Sie Marit schon gesprochen haben, und was sie gesagt hat? Und dann wollte ich Sie so sehr bitten, daß sie auch noch mit meinen Eltern reden. Ich habe einen schweren Stand zu Hause."

Die Dame nickte still.

„Ja, Peter, ich will kommen. Ich will mein Möglichstes tun! Und Marit spreche ich hoffentlich morgen Abend. Sie sollen dann Nachricht haben. Und noch eines! Ihr Mädchen gefällt mir! Ich kann begreifen, daß Sie sie Marit vorziehen. Ich will mich dann auch bald wegen einer Stellung bei mir entscheiden. Ich werde, ich sage es nochmals, Euch nicht verlassen!"

In Peters Züge trat ein seliger Ausdruck, er dankte in überströmenden Worten. Dann nahmen sie von einander Abschied. Sie richtete ihre Schritte zum Kloster zurück, und er nach dem Dunkelhof.

Peters Hoffnungen wurden bei seiner Rückkehr arg betrogen. Als er wieder ins Haus trat, hatte die Bäuerin boshafterweise das Mädchen fortgeschickt.

Aus diesem Grunde machte er sich am kommenden Spätnachmittag abermals auf den Weg. Er wollte und mußte, bevor er Fährnäß nach dem Willen der kleinen Kanzlei verließ, Klarheit in alles bringen. Nach einer solchen Entscheidung hier draußen sollte die letzte Auseinandersetzung mit Marit und seinen Eltern erfolgen. Dann wollte er nach Hamburg, später den Militärdienst versehen und sich nach der Zeit irgendwo draußen Beschäftigung suchen.

Wenn er solange fortblieb, würde sich Marit sicher einen Andern suchen. Darauf baute er seine Erwartungen.

Als er den Dunkelhof betrat, fand er Frau Tode in der Wirtsstube. Nachdem sie ihm ein Glas dünnes, schaumlos abgestandenes Bier hingeschoben hatte, setzte sie sich mit ihrem Strickstrumpf hinter den Ladentisch und sprach kein Wort.

Und so ging die Zeit, keiner redete. Anna kam nicht herein, und Peter unterließ es, halb aus Unfreiheit des Wesens, halb aus Trotz, nach Letzterer zu fragen.

Nachdem er so über eine halbe Stunde dagesessen, bald in einer Zeitung ohne Aufmerksam-

keit gelesen, bald vor sich hingestarrt und ihn ein immer stärkerer Ingrimm gegen das stumme Geschöpf erfaßte, das mit dem kalt herabgezogenen Mund, der nehrigen Miene und dem lediglich auf Raffen und Haben bedachten Ausdruck, aber auch mit der boshaften Gleichgültigkeit, der Freude, ihn in diesen Zweifeln und in dieser Ergebnislosigkeit zu halten, dasaß, riß plötzlich seine Geduld, und alles zurückschiebend, stieß er schroff heraus: „Wo is Anna? Ik hev ehr wat to seggen! Ik mut wedder to Stadt und hev keen Tid mehr to töven."

Zugleich richtete er einen finsteren Blick auf die Frau. Er wollte sie belehren, daß er ihre Gedanken kannte und sich in diesem Augenblick den Teufel um ihre Stimmung gegen ihn kümmere.

Indes glitt alles an ihr ab. Kaum den Kopf mit dem strohgelben Haar und dem unschönen, dünnen Scheitel erhebend, sagte sie: „Ik hev min Verwandte seggt, dat ik den Verkehr mit Se nich mehr hebb'n will. Se is up de Butenwischen bit Melken, un wenn se torüg kümmt, hett se in de Kök to dohn. So ward dat hüt niks, aber dat ward ok in Tokunft niks. Se dohn beter, sik annerswo ümtosehn. De Sak mut en Enn hebb'n.

Min Mann wull Se dat all schriewen. He is man to slecht mit de Fedder —."

Und nach diesen Worten regte sie den mageren Hals, als ob sie etwas am Kleide geniere und sah dann wieder starrsinnig und wortlos auf ihre Arbeit.

Durch des jungen Fischers Brust zog ein Gefühl von Wut, die ihn trieb, auf das Weib loszustürzen und sie an der Gurgel zu fassen. Der allen Ueks anhaftende Jähzorn packte ihn solchergestalt, daß die Stirnadern aufschwollen und ihm das Herz unter der Weste schlug.

Zunächst aber bezwang er sich doch noch und stieß, majestätisch den Kopf zurückwerfend, heraus:

„Un dörf ik fragen, wat se berechtigt, in mine Angelegenheiten herintosopreken? Wenn ik Ehr Verwandte wat to seggen hev, so lat ik mi vun Se — dat marken Se sik man een- för allemal — nich int Geringste behinnern. De Dör kön'n Se mi wiesen! Dato hebbt Se en Recht. Aber ik hol so lang Verkehr mit Ehr Verwandte, as mi dat gefällt, un wenn ik ehr, ton Biespiel, heiraden wull, so war ik Se nich frag'n. So, da hebbt Se min Meenung, un ik kann Se man blots in Guden

raden, dat Se mi nicks twischen de Been smieten. Dat kunn süns sehr to Ehr Nahdehl utfallen. Se kenn'n mi noch nich, min gude Fru Tode. Lehr'n Se mi ers kennen! Un ik gah ok nich vun de Stäh. Ik will ehr spreken!"

„Na ja, denn so ward min Mann un warn de Knechte Se wull wiesen, wo de Timmermann dat Lok laten hett!" entschied die Frau, erhob sich rasch, verließ das Zimmer und war nach wenigen Augenblicken verschwunden.

Nachdem sie gegangen war, überlegte Peter Uek, was er tun sollte. Im Zimmer zu bleiben, hatte um so weniger Zweck, als er hier Anna nicht würde sprechen können. Er mußte sie draußen oder auf dem Felde suchen.

Er durchschritt deshalb nach kurzem Besinnen den lehmgedielten Vorraum und war im Begriff, sich linksab zu den nicht weitab liegenden Weidewiesen zu wenden, als plötzlich hinter der Umzäunung ein wütendes Brüllen vernehmbar ward und schon im nächsten Augenblick ein Bulle, der sich von dem ihn leitenden Knecht losgerissen und diesen zu Boden gestreckt hatte, wie besessen auf den Hofplatz zugerast kam.

Aber noch mehr! Eben tauchten die Bäuerin und Anna hinter der Scheune auf; nur die zwischen dem Einfriedungswall befindliche Pforte trennte noch das rasend gewordene Tier von den beiden todesbedrohten Frauen. —

Im ersten Moment stand Peter Uek völlig unentschlossen. Die eigentümlich gelbweißen Augen in dem Kopf des schwarzen Tieres funkelten unheimlich boshaft; geifender Schaum troff ihm vom Maule herab, und nun eben bohrte er die Hörner in das mit Trallen versehene Redder und brachte es zum Wanken.

Dann aber gewann Peter Uek seine Fassung zurück. Indem er blitzschnell die Tür zu dem sich in einem Anbau des Bauernhofes befindlichen Pferdestalle aufriß, rief er die Frauen an, packte auch, im Nu sich ihnen nähernd, deren Arm und schob sie und sich selbst gerade in dem Augenblick in letzteren hinein, als die Pforte mit heftigem Krachen zusammenbrach.

Mehr tot, als lebendig vor Schreck, standen die Frauen da. Peter aber gewann, die Futterkiste besteigend, durch ein in der Wand angebrachtes Kreuzloch Ueberblick über das, was draußen ferner geschah.

Er sah den flüchtig gewordenen Knecht mit dem abgerissenen Seil sich nähern, aber er hörte auch, daß nebenan der Bulle mit neuen Vernichtungsversuchen beschäftigt war. Ein lautes dröhnendes Stoßen mit den Hörnern drang an sein Ohr.

Was werden, wie die Sache enden sollte, war nicht abzusehen. Jedenfalls aber mußte etwas geschehen. Peter war entschlossen, dem Knecht beizuspringen. Es mußte auf irgend eine Weise das Tier in die Enge getrieben werden.

Die Frauen verständigend, erklomm er rasch entschlossen eine vom Stall nach oben führende Treppe, öffnete in dem Dreieckausbau das Fenster und rief von hier dem Knecht zu, daß er einen Strick mit einer Schlinge herbeiholen und ihm hinüberwerfen werde. Er möge sich hinter dem Wall in der Nähe halten.

Und wie gesagt, so geschah's.

Er betrat den angrenzenden Heuboden, ließ sich herab, fand unten, was er brauchte, versicherte sich, daß die zum Oeffnen der einen Hälfte eingerichtete Türe zum Hause auch oben geschlossen sei, schwang sich dann wieder hinauf und warf

dem Knecht mit einem mächtigen Wurf das Seil zu.

Dann glitt er wieder zu den Frauen hinab, und als er, durch das Loch spähend, sah, daß der Knecht sich vorsichtig näherte, öffnete er, trotz der abratenden Bitten Annas, rasch die Tür, schob sich hinaus und gesellte sich, unbeachtet von dem Bullen, der eben abgelenkt durch das auf dem Hof wuchernde Unkraut, jenem zu.

Plötzlich aber, wohl durch das Geräusch aufgestört, erhob das Tier den starkgestirnten Kopf und rannte, die Beiden erblickend, tollwütig auf sie los.

Oben standen nun die beiden Frauen an demselben Fenster, durch das vordem Peter sich mit dem Knecht verständigt hatte.

Und dann ein Schauspiel schier grauenerregender Art.

Den Knecht bemerkend und wieder auf ihn seine Wut richtend, stürzte der Bulle mit vorgestreckten Hörnern auf ihn los und würde den in Todesangst aufkreischenden Menschen gespießt haben, wenn nicht in demselben Moment Peter Uek die eben vorher selbst ergriffene Schlinge dem

Tier mit glücklichem Geschick von hinten über die Hörner geworfen, und, sie anziehend, den Kopf des rasenden Geschöpfes mit solcher Riesenkraft rückwärts gerissen hätte, daß es nicht einmal den Hals rühren konnte.

„Fix! Spoh Di! Treck datt Enn dörch den Isenring, de an de Peerstall sitt. Ik hol em so lang!" schrie Peter dem beim Ansturm ins Stolpern geratenen und nun sich wieder emporrichtenden Knecht zu, knebelte ferner das sich tollwütig wehrende Tier mit ganzer Kraft und zog es, trotz seines rasenden Widerstandes, der Pferdestallmauer zu.

Und dann gelang die Bändigung. Der Knecht knotete das Tau an den Ring, erleichterte dadurch Peter seine Aufgabe und stürmte alsdann zum Herbeiholen einer ledernen Augenkappe fort. Nachdem diese dem unbändigen Vieh umgelegt war, zogen sie es vereint in den Kuhstall und befestigten es dort zwischen eisernen Ketten.

Noch eine Weile raste es hier hin und her. Endlich aber war alles wieder still und einsam auf dem Dunkelhof, und Peter trat nochmals, Bier und Schnaps fordernd und auch dem von

ihm herbeigenötigten Knecht solches anbietend, in die Wirtsstube zurück.

Die Frau, die inzwischen ebenfalls eingetreten war, setzte ihm, ohne ein Wort zu äußern oder eine Miene zu verziehen, das Gewünschte hin, auch wies sie stumm auf die Ecke des Schänktisches, wohin sie das Getränk für den Knecht geschoben hatte.

In diesem Augenblick trat Anna ins Zimmer. Nun trank Peter rasch aus, legte das Geld auf den Tisch und sagte hochdeutsch:

„Komm, Anna, ich muß Dich sprechen. Es dauert nicht lange. Du kannst mich ein Stück begleiten und dann wieder zurückgehen.“ Und darauf zur Bäuerin: „Se warrn wul nu niks dawedder hebb'n? Ik denk, een Hand wascht de anner. Man schall keenen Minschen över de Achseln ankieken!“

Die Frau zog die Lippen, und in ihren Augen erschien der alte, kalte Ausdruck. Dann sagte sie herzlos:

„Ja, abers min Meenung hett sik nich int Geringste verännert!“

Peter Uek warf ihr einen um so verächtlicheren Blick zu, dann aber verließen die Beiden, Anna

mit einem zaudernden, auf die Bäuerin gerichteten Blick, die Wirtsstube.

Zunächst gingen sie stumm neben einander her, nur einmal drückte der Bursche mit zärtlicher Inbrunst das Mädchen an sich. Als sie aber die dunklen Bäume, die den Eingang flankierten, hinter sich hatten, als er auf das freie, von der Abendsonne beschienene Feld mit ihr heraustrat, faßte er ihre Hand und sagte feierlich: „Ik hev Di veel to vertellen und ok wat to bekennen, wat ik Di bit nu nich seggt hev. Hör mi mal still an, min Anna!“

Das Mädchen, durch all' die letzten Eindrücke noch kaum erholt, sah ob des feierlichen Tones gespannt zu ihm empor.

Er aber begann zu reden und immer wieder zu reden. Er eröffnete ihr, inwiefern er an Marit gebunden wäre, und ehe sie sich's versahen, hatten sie zu Annas nicht geringer Beunruhigung bereits die Grenzen der an das Kloster gelehnten Freiwiese erreicht.

* * *

Es war am Schluß der Woche, am Nachmittag, als sich Peter Uek wieder bei Frau Poppe gemeldet hatte, und zwar Vorfälle halber, die durchaus keinen erfreulichen Charakter besaßen.

Mit seiner Familie hatte er sich solchergestalt überworfen, daß er überhaupt das Haus nicht mehr betreten konnte. Man hatte ihn an dem letzten Abend mit dem Mädchen aus dem Dunkelhof gesehen, und daraus war in Fährnäß ein Gerede entstanden, das auch den alten Ueks, die ininzwischen von der Erbschaft gehört und um so mehr an der Verbindung mit der Marit festhielten, zu Ohren gedrungen war. Zwischen Vater und Sohn hatten Auftritte heftigster Art stattgefunden, die mit dem erwähnten Verlassen des elterlichen Hauses geendet.

Als Peter am letzten Abend in sehr später Stunde das durch seine Eröffnungen in sehr starke Erregung versetzte Mädchen wieder zum Dunkelhof zurückgebracht hatte, war die Tür zum Hause abgeschlossen gewesen.

Das hieß: „Wenn Du mit dem Fischer davonläufst, so magst Du bleiben, wo Du bist!“ Ein Zufall lag hier sicher nicht vor.

Dennoch hatte Anna darauf bestanden, ihre Verwandte zu wecken.

Sie waren hinten ans Haus gegangen und hatten an die Schlafstubenfenster geklopft.

Da hatte die Bäuerin nach einer Weile den Kopf herausgesteckt und der um Einlaß Bittenden zugerufen:

„För Di is keen Plads mehr in de Dunkelhof! Din Kist mit Din Saken kannst morg'n Di afhol'n laten. Denn sünd wi glatt uteneens. Dat is min un min Mann sin letzdes Wurd! Wi wüllt niks mehr vun Di weeten!"

„Un woför, wenn ik frag'n dörf?" hatte Peter mit bebender Stimme das Wort genommen, während das arme Mädchen von Schreck und Sorge fast dem Umfallen nahe gewesen.

„Ah, süh, da is ja ok de Frier wedder! Nu sogar in dunkle Nacht! Schämen schüst Du Di, elenne Diern, mit de Manslüd — noch dato mit sonnen Kierl — Di aftogeb'n un Di in de Minschen Mund to bring'. Ers nülich hebbt se in de Stadt seggt, ik har ja wul nu en Schänkmäden, de för Jedermann wär! —"

„Noch en Wurd, Fru Tode, un ik slah Se

de Finstern in un griep Se an de Hals —" schrie der wutentbrannte Mann durch die stille Nacht und erhob die Fäuste.

Nun erschien auch mit einer weißen Zipfelnachtmütze auf dem Kopf der Bauer.

„Wenn Se nich gliek vun de Hof herünner gahn, mel ik Se morg'n bi de Schandarm wegen Husfredensbruch! Ogenblicklich maken Se, dat Se wegkamen, un ik kann Se man rad'n, dat Se sik nich wedder hier sehn laten."

Peter bewegte nur den Kopf und biß die Zähne zusammen. In seinem Angesicht stand geschrieben: Gut, ich gehe, aber Ihr sollt noch Beide an mich denken.

Dann hatte er des armen, tiefbedrückten und weinenden Mädchens Hand gefaßt, hatte ihm gewehrt, als es nochmals auf seine Verwandte hatte versöhnend einsprechen wollen und war mit ihm nun abermals den Strandweg entlang nach Fährnäß zurückgekehrt.

Nach kurzer Beratung hatten sie dann den Weg in die Stadt eingeschlagen, und in einem Wirtshaus hatte er, nachdem er den ihm bekannten Wirt herausgeklopft, Anna untergebracht.

In der Folge war das Zerwürfnis mit seinem Vater entstanden und, die Brust voll Verzweiflung, hatte Peter beschlossen, wiederum die Hilfe der Kanzlei anzurufen.

* * *

„Erzählen Sie, Peter, zunächst einmal, wie Sie mit Ihrem Bruder in Streit kamen?“ hub die kleine Dame nach besänftigenden Einleitungsworten an.

„Ich hatte erst allerlei mit Vater und Mutter. Ich hatte meine großen Wasserstiefel hinten ans Haus gehängt und Nachts nicht hereingenommen. Am nächsten Morgen waren sie weg. Wir wissen heute noch nicht, wer's gewesen ist. Dann fing Vater wegen der Geschichte mit Anna wieder an. Ein Wort gab das andere. Zuletzt sagte ich, ich täte wohl besser, aus dem Hause zu gehen. Das könnte ich halten, wie ich wollte. Er hinderte mich nicht. Als ich hinten nach dem Garten ging, traf ich meinen Bruder. Er fing auch an. Nachher erzählte er, daß er den Posten als Buchtaufseher gekriegt hätte. Ich sagte, er möge denn nur gut aufpassen und keine Möweneier stehlen,

wie die Andern früher. Das kriegte er in den verkehrten Hals. Was das für Reden wären, sagte er. Aber was man von sich selbst wüßte, das traute man Andern zu. Ob ich jemals Eier gestohlen hätte? fragte ich. Ja, ob er welche genommen hätte? Ich sagte, es wäre einmal behauptet worden. Ich sollte das zurücknehmen! Eins, zwei, drei, griff er nach einem Bootshaken und wollte auf mich losschlagen. Da packte ich ihn wie ein Stück Segeltuch und warf ihn auf die Erde. Er fiel mit dem Kopf auf einen Stein und blutete. Nun war Alles aus."

„Und was meinen Sie, was nun werden soll?" fragte die alte Dame, die aufmerksam zugehört hatte.

„Ja, ich weiß es nicht. Ich dachte, Sie würden so gut sein, mit meinen Eltern zu sprechen —"

„Hm — ja — Aber selbst wenn sie sich versöhnen wollen, was ich nicht glaube, was dann, Peter? Sie haben nichts, Anna hat auch nichts! Es war sehr unvorsichtig, daß Sie Beide die Todes auf Dunkelhof vor den Kopf gestoßen haben. Und damit Sie es wissen, Peter, mit Marit ist nichts, gar nichts anzufangen. Auch bei der zweiten Un-

terredung gestern ist Alles beim Alten geblieben. Sie will auf meinen Vorschlag durchaus nicht eingehen. Sie will Sie nochmals sprechen. Sie sagt, Sie hätten ihr das erste Wort gegeben, und das müßten Sie halten."

„Aber sie hat doch eingewilligt, daß wir das tun, was Sie bestimmen. Sie kann das doch nicht in Abrede stellen! Da sehen Sie wieder, was für eine Person sie ist. Ich bin nun auch fest entschlossen! Mag sie tun, was sie will. Ich geh' meinen Weg und damit ist die Sache zwischen uns aus! Hätte sie an unserer Abrede festgehalten, wäre ich der Letzte gewesen, der davon abgegangen wäre. Aber nun halte ich mich an nichts mehr gebunden!"

Die kleine Kanzlei wollte etwas erwidern. Aber sie unterdrückte vorläufig die Aeußerungen. Nachdem noch über Anna gesprochen war, die in den nächsten Tagen bei ihr einziehen sollte, und die Kanzlei das Versprechen gegeben hatte, die alten Ueks zu besuchen, trennten sie sich.

Als die alte Dame um die Nachmittagsstunde in das kleine, spitzgegiebelte, grün angestrichene Fischerhaus von Ueks eintrat, fand sie niemand

auf dem Flur und in den blankgebohnerten Stuben. Es war auch die zweiteilige, in der oberen Hälfte zum Oeffnen eingerichtete Hoftür sperrweit zurückgeschlagen, und nun eben flog unter ängstlich gackerndem Lärmen mit vorgestrecktem Hals eine weiße Henne in den Flur hinein, raste, als sie die kleine Kanzlei sah, ratlos hin und her und stob zuletzt, die Flügel gebrauchend, wieder zurück. Aber dieser Vorgang bewirkte, daß Jemand von draußen herbeikam. Der alte Uek, der sich gebückt hielt, aber mit seinem hellen Gesicht, seinem wohlerhaltenen schwarzen Haar, den listigen, klugen Augen und den lebhaften Zügen, fast wie der Bruder seiner Söhne aussah, erschien in der Oeffnung, verscheuchte, die breiten Hände zusammenklatschend, die Henne und trat alsdann mit übertriebener Zuvorkommenheit der Kanzlei entgegen.

Er erklärte, daß die Andern unten im Gartenhause bei Johann seien und fragte, ob Frau Kanzlei hier oder bei Jenen eintreten wolle.

In Dienst gewesene Wasserstiefel, so groß, daß sie die Hälfte der kleinen Fischerhauswand einnahmen, waren bereits draußen zum Trocknen aufgehängt. Daneben zeigten sich zwei in der Maschen-

arbeit halbfertige Netze, und eine sogenannte Hofmöwe, die Ueks schon vom vorigen Jahr überwintert hatten, stolzierte hin und her, drehte kurz den steifen Hals oder pickte, obschon es nichts zu picken gab, gewohnheitsmäßig nach Futter. Der kleine Garten, vom sauberen Hof durch ein weißes Staket getrennt, sah allerliebst aus, und als sie den breiten, etwas abfallenden Weg herabschritten, sahen sie die Alte sowie Johann, gleich dem Vater in Weste und Hemdsärmeln, und auch die Schwiegertochter gerade aus dem mit den Frontfenstern nach dem Ufer gelegenen Hause treten.

Nachdem die Kanzlei die Familie begrüßt hatte, holte die junge Frau Uek Stühle aus ihrer Wohnung heraus, und man setzte sich teils auf diese, teils auf eine draußen befindliche Bank.

„Ich komme wegen Peter!" hub die Kanzlei sogleich an. „Ich möchte, daß Sie sich so bald wie möglich einmal aussprechen, Uek, und daß auch die Brüder sich wieder vertragen. Ist es denn schön, daß Sie solchen Streit anfangen? Und lassen Sie doch Ihrem Sohn seinen Willen! Ich kann Ihnen sagen, Sie kriegen eine gute Schwiegertochter. Wollte Gott, alle jungen Mädchen

wären so wie sie. Anna ist ein tadelloses Mädchen, und alles, was die Todes Ihnen vorgesprochen haben — ich weiß, sie sind gegen diese Verbindung und machen Beide schlecht — ist Trug. So geben Sie nun Frieden, Alle! Nehmen Sie Peter wieder auf! Lassen Sie ihn mitarbeiten und verdienen und helfen Sie, daß er die Frau bekommt, die wirklich für ihn paßt. Dazu will auch ich mit meinen geringen Mitteln helfen! Marit hat er nie wirklich geliebt. Die Verlobung war eine Torheit; es ist ein Glück, daß es so gekommen ist.“

„Mein Bruder hat Marit Neve die Ehe versprochen!“ fiel Johann, ein sonst wortkarger, ebenfalls eigensinniger Mensch, ein. „Sie sitzt hier jeden Tag und weint. Wir haben sie alle so gerne, auch meine Frau, was doch die Cousine von ihr ist. Wie sollen wir von ihr abkommen?“

„Ja, wie sollen wir davon ab,“ bestätigte die Alte, den Kopf mit den roten, knusperigen Backen bewegend. Plötzlich aber sich besinnend, auf ihren Mann einsprechend:

„Wat meenst Du, Vadder? Schall ik doch noch

mal mit Marit spreken? Wenn Fru Kanslei unsen Peter to Hand gahn will."

Der Alte zog die breiten, etwas bläulichen Lippen, hinter denen starke, gesunde, weiße Zähne erschienen.

„Bei Ihnen will er Schulden machen," stieß er, seiner Frau Worte unbeachtet lassend, zu der alten Dame gewandt, in bisheriger Querköpfigkeit heraus. „Wenn er Marit Neve heiratet, kriegt er siebzigtausend Mark gleich mit. Ist das nicht was? Er stößt ja sein Glück geradezu mit Füßen."

„Ja, ja, aber die Sache ist doch nun mal erledigt, Uek," fiel die Kanzlei jetzt mit einem Anflug von Ungeduld ein. „Bleiben Sie doch endlich mal bei der Sache. Ihre Frau lenkt doch schon ein, so tun Sie es doch auch!"

„Ja, ich weiß doch nicht —," setzte der Fischer an. Nicht einen Schritt konnte man mit dem eigensinnigen Manne weiter kommen.

„Sie wollen also nicht, Uek?" stieß die Kanzlei knapp und bündig heraus. „Sie wollen nicht, obschon Peter das Mädchen nicht will und nicht nimmt, obschon mein Bruder und ich die Hand

bieten wollen, daß Anna und Peter sich heiraten und vorwärts kommen?"

Der Alte stand da, ohne das Haupt zu erheben, Johann hielt es, die Arme auf die Beine gestützt, auch trotzig gesenkt, und die Alte, eine ordentliche, häusliche und gute Person, aber äußerst beschränkte und willenlose Frau, machte ihr dümmstes Gesicht.

„Wir meinen," hub jetzt zum ersten Mal die junge Frau Uek an und richtete ihre hartfunkelnden, eigensinnigen Augen auf die Kanzlei, „daß Peter bald wieder einlenken und mit ihr gehen würde, wenn Anna Franzen ganz aus Wisborg wegkäme, statt hier Dienst zu kriegen! Wenn sie nicht in Wisborg geblieben wäre, so hätten sie sich schon wieder vertragen."

Da durch diese Worte die Schuld auf die Kanzlei gehäuft wurde, die Letztere aber zu all' ihrer aus reiner Seelengüte hervorgehenden Mühewaltung nicht auch noch hier über sich zu Gericht sitzen lassen wollte, entgegenete sie schroff: „Was Sie meinen, junge Frau, ist ja recht schön. Aber ich wiederhole nochmals und nochmals, mit Marit Neve ist es ein- für allemal aus."

„Ja, aber aus Unrecht kann doch nichts Gutes herauskommen. Mein Mann sagte schon, daß Peter an Marit das erste Wort gegeben hatte.“ Und spitz schließend: „Sie sind für Anna Franzen, die keinen Groschen hat. Wir wollen sie aber nicht.“

Die Sache war, trotz des spröden Wesens aller Beteiligten, auf ziemlich gutem Wege gewesen. Aber durch diese Aeußerung fiel das ganze Gebäude wieder zusammen.

Dem Alten und Johann war die Entgegnung volles Wasser auf der Mühle, die Alte sah zwar ängstlich von Einem zum Andern, aber sie verhehlte ihre innerste Beipflichtung trotzdem auch nicht. 70 000 Mark wegwerfen, wo man bloß zugreifen konnte! Das war doch eine zu große Zumutung, das war geradezu eine Narrheit!

Die kleine Kanzlei aber war nach diesen Reden und nach dieser Haltung der Ueks entschlossen, nicht ein gutes Wort mehr zu geben.

Mit kühl abweisender Miene die Sprecherin musternd, sagte sie:

„Ich habe Sie, Frau Uek, zu Aeußerungen über meine wohlüberlegten Ansichten und Entschlüsse nicht aufgefordert! Also konnten Sie sich

solche und Ihre damit gegen mich verbundenen Ausfälle sparen. Sie waren gegenüber der Tatsache, daß ich in dieser ganzen Sache doch nur ihr Allerbestes vor Augen habe, sehr ungeziemend. Aber es ist auch das letzte Mal, daß ich über diese Schwelle getreten bin. Ich habe Anderes zu tun, als für guten Willen noch Beleidigungen einzustecken."

Nach diesen Worten erhob sie sich, nickte steif und verließ den Garten. Die Einzige, die sie begleitete, war die Alte. Aber sie war sehr befangen und brachte wenig und kaum etwas Entschuldigendes heraus.

Die Junge aber sagte, nachdem sich die kleine Kanzlei entfernt hatte, mit stechendem Blick und kalt auflehnender Miene, als der immer doch nach allen Seiten seinen Vorteil im Auge haltende Alte sich über dies eingetretene Zerwürfnis mit starker Unruhe aussprach und ihr, der Schwiegertochter, die Schuld beimaß: „Na? Un wenn ik niks seggt har? Worans stünn de Sak för min Cousine denn? Wi hebb'n ehr doch versprafen, unner alle Umstänn to ehr to hol'n! Dat möt wi ok! De Person, de sik da vun de Dunkelhof

indrängt, em de Kopp verdreiht, un de kum en linnen Hemd up dat Lief hett, mut ut Wisburg herut! Un dat ward uns ok gelingen, un denn kümmt Peter wedder to Verstand un Vernunft."

* * *

Einige Wochen nach diesen Vorgängen trat Marit Neve, von einem Spaziergang heimkehrend, in das elterliche Haus, streifte mit ihrem Blick den geräumigen, mit breiten Steinfliesen belegten Flur, und beobachtete auch ein Nachbarkind, das sich vor einem zur Rechten befindlichen Laden, einem Bier- und Branntweinausschank, aufgestellt hatte.

Seltsamerweise bestanden die Vorderwände dieses Ladens nicht aus Brettern oder Mauerwerk, sondern aus viereckig durchlöcherten Gitterstäben, wie man sie als Verkleidung an Herrenkirchenstühlen in alten Gotteshäusern antrifft.

Eben strich die bedienende Mamsell den Krug, dessen Inhalt sie aus einer hinter ihr aufgerichteten Tonne verzapft hatte, mit einem Holzlöffel ab, ließ Schaum und Bier in einen messingglänzenden, schmalen Untersatz abfließen und schob dem wartenden Kinde das Gefäß gegen Empfangnahme des Geldes über die Ladentischbank hin.

Und als dann Marit noch ein paar Worte mit der Mamsell Mine wechselte und sich zugleich der nach dem ersten Stock führenden Mitteltür zuwandte — ihre beiden Gemächer befanden sich dort — geriet der eiserne, in Halbscherenform geformte Drücker einer Tür zur Rechten des Mitteleingangs, hinter dem sich die großen Brauküchen befanden, in Bewegung und aus seiner Oeffnung schritt, heißen Dampf mit sich führend, Marits Vater. Ein anheimelnd aromatischer Duft erfüllte sogleich den Raum, auch beschlugen die feuchten Dämpfe im Nu die Scheibe des Zifferblattes der Wanduhr und die Straßenfenster.

Neve war ein gedrungener, rotköpfiger Mann mit lebhaften Augen und gutherzig sympathischem Ausdruck in den sehr regelmäßigen Zügen.

Er ging in grobleinenen, weißen Hemdärmeln einher, und seine Füße steckten in dickplumpen Holzschuhen.

„Na, Marit,“ hub er an, und raffte die vorgebundene, bis an die Schultern reichende lange blaue Schürze empor und steckte sie, als ob er so besser reden könne, in Dreieckform zur Seite.

„Wo kummst Du her? Un wo is Mudder? Dat ward wul Etentid.“

„Ich war im Reitstall von Claußen,“ entgegnete Marit, die letzten Fragen umgehend. „Ich will reiten lernen, Vater.“

„Rid'n lehrn? Wo so? Wo so? Wo kummst Du dato?“ fiel der Alte mit neugierig verwunderten, aber durchaus nicht unbeifälligem Ausdruck in den Mienen ein.

„Der Rittmeister von den Husaren, Graf v. Schwarzenfeld, hat mich darauf gebracht,“ gab Marit zurück.

Eine Erlaubnis holte sie von ihrem Vater nicht ein. Sie beherrschte ihn vollständig. Er war „rein vernarrt“ in sie, wie die Leute sagten.

Anders stand es mit Frau Neve. Sie war äußerst resolut und befand sich gegen ihre Tochter in einer ständigen Auflehnung.

„Dumm Tüg! Dumm Tüg —“ war ihre Redensart, mit der sie alle Reden abschnitt. Auch in diesem Falle hatte sie, Marit wußte es, den größten Widerstand bei ihrer Mutter zu erwarten.

Und es schien auch diese Angelegenheit jetzt gleich ihre Erledigung finden zu sollen, denn wäh-

rend Vater und Tochter noch sprachen, trat aus der Küchentür zur Linken ihrer Mutter, eine dunkel gebräunte hübsche Frau, hervor, und sagte, als sie Marit sah:

„Na, büst Du endlich torüg? Legg nu man gau af un mak Di ant Decken!“

Dabei musterte sie ihre wie immer sehr elegant gekleidete Tochter mit einem mißbilligenden, deren Selbstgefühl möglichst herabdrückenden Blick. Die Frau richtete ihren Sinn auf das Natürliche, Solide, Arbeitsame und ihrem Stande Angemessene. Ihr Leben lang hatte sie darüber geseufzt, daß ihre einzige Tochter so sehr aus der Art geschlagen, daß sie schon als Kind so schwer im Zaume zu halten und nicht selten sehr trotzig gewesen war.

Auch heute lehnte sich Marit auf.

„Gott, Mudder! De Klock is ja kum mal dreevittel twölf. Wat is denn da versühmt?“ stieß sie in einem abfälligen, gereizten Ton heraus und wies mit der Hand auf die Standuhr.

„Ja, ja, Du hest jümmers wat intowennen, wenn't sik üm Dine Pligten hannelt. Di buten herümtodriven, dat paßt Di beter. Wo wärst Du

denn nu wedder de ganse Morgen? All eenmal frog ik Di —"

„Marit will rid'n lehrn —" stieß nun der Alte, seiner Tochter in seiner Gutherzigkeit zur Hilfe kommend, heraus.

Zunächst maß die Frau ihren offenbar diese abenteuerlichen Pläne gutheißenden Mann mit einem fast niederschmetternden Blick, dann richtete sie einen nicht minder mißbilligenden, strafenden auf ihre Tochter.

Aber da sich Marit dieser deutlichen Verurteilung ihrer Absichten nicht fügte, vielmehr den Inhalt der Worte ihres Vaters durch rasches, beipflichtendes Kopfneigen bestätigte, ja, gar einen stark herausfordernden Gegenblick auf ihre Mutter richtete, riß der Frau plötzlich die Geduld. Sie holte, ehe sich's Marit versah, mit der Rechten aus, versetzte ihr einen, eine starke Röte hinterlassenden Streich auf die Backe und rief: „Da hest min Antwurd up Din dumme Tüg! Un nu straks nah Din Stuv, de Kledasch herünner un denn ant Dischdecken! Hest mi verstahn?"

Aber diesmal verfing der Zorn der Frau nicht in der erwarteten Weise.

Der Mamsell, die eben wieder aus der Brauerei auf den Flur treten wollte, einen Wink gebend, sich zurückzuziehen, schoß Marit empor, richtete sich vor ihrer Mutter auf, und stieß mit einer Miene heraus, die etwas unheimlich Drohendes in sich barg:

„Ik bün keen Kind mehr un ik lat me nich so vun Di behanneln. Slah Din Kökenmäden un Din Knecht! Mi röhrst nich wedder an, Mudder! Ik rah Di dat! Wat hev ich denn verbraken? Ik wär buten. Da begeg'n mi de Rittmeister Graf Schwarzenfeld, un he frog mi, ob ik keen Lust har, rid'n to lehrn. He har en Stut bi Claußen in Kost geb'n. De muß jeden Dag röhrt warn. Dat schull mi niks kosten.“

Und unmittelbar darauf fuhr sie, absichtlich hochdeutsch sprechend, fort:

„Warum habt Ihr mich denn in die Schule geschickt? Doch deshalb, damit ich eine andere Bildung erhalten sollte, als Ihr. So habe ich auch andere Neigungen. Aber Du hackst immer auf mir herum, Mutter, was ich auch tue. Du wirst mich noch aus dem Hause treiben! Du, Du machst mich noch zuletzt zu dem, was ich nicht wer-

den möchte — zu einer leichtsinnigen Person, die draußen Entschädigung sucht für den Mangel an Liebe, die sie bei der Mutter nicht findet. Wenn Vater nicht wäre, mein guter Vater, wäre ich längst schon weggelaufen —" schloß Marit mit vor innerer Bewegung bebender Stimme.

Einen Augenblick besann sich die Frau. Es schien, als ob die Rede sie betroffen habe. Dann aber sagte sie mit Würde und mit starker Ueberzeugung im Ausdruck:

„Es wäre schrecklich, wenn es wahr wäre, was Du da vorbringen tust, Marit. Abers die Sache ist ganz anders. Ich hab' Dir vermahnt seit Deine Kinderjahre, daß Du still, gesetzt und häuslich sein solltest, daß Du Dir in Tugenden auszeichnen möchtest, statt in Torheiten. Nu dachte ich, es wäre eine Wendung eingetreten, als Du Dir mit Peter Uek verlobtest. Er ist ein braver Mensch, er paßte zu Deinen Stand. Du sprichst von Bildung. Die Bildung kann nie nich einen Minschen schaden, was er auch ist und tut und treibt. Ich meine aber, Herzensbildung und nützliche Kenntnisse sollten der Zweck sein. Du hast das grade gelernt, und vons Lernen behalten, was man abstreifen tun sollte.

Gleich nach die Verlobung ließt Du Dir mit dem Rittmeister ein, sagtest Deinen Verlobten die Unwahrheit und wunderst Dir, daß er Dir einen Laufpaß gab. Er hatte ganz Recht. Nu, da Du ihn nicht mehr haben kannst, laufst Du ihn nach, ja, treibst mit die Familie Ueks allerlei hinterrücksche Sachen, gönnst ihn nicht sein Glück mit den andern Mädchen. Aber damit nicht genug. Zu gleicher Zeit fängst Du wieder mit die vornehmen Herren an, läßt Dir was in den Kopf setzen und bringst das büschen guten Ruf, das Du noch hast, ganz in Gefahr. Sieh mal! So ist es in Wirklichkeit, und ich kann man sagen: Marit, Marit! Werd' nu doch endlich still, beständig und solide. Laß Peter Uek seinen Weg gehn, gieb Dir nicht mit die Husaren ab, beschäftige Dir ins Haus mit Hand- und Hausarbeit, lies in die Bibel und andern gute Bücher, und wart ab, was der liebe Gott Dich für den Mann schenken will, den Du wegen Deines Leichtsinns zum Abfall getrieben hast! Keine Liebe habe ich für Dir, sagst Du. Ja, wenn ich Dir nicht so lieb hätte, denn so könnte ich Dir ja man gehen lassen, oder Dir gar aus dem Haus jagen. Denn so hätte das arme Herz viel-

leicht eher Ruhe. Keine Nacht nicht schlaf ich gut und jeden Abend bitt ich zu dem lieben Gott: er möge Dir ein stilles, gutes Herz schenken —"

Bei den letzten Worten strömten der Frau die Tränen aus den Augen, und ohne Marits Entgegnung abzuwarten, faßte sie ihren durch ihre Rede heftig bewegten, gutherzigen Mann unter den Arm und zog ihn, während er ihr mit dem Dreieckzipfel der Schürze liebevoll die Augen zu trocknen suchte, in die gleich links vom Eingang befindliche Wohnstube.

Fast ein Lächeln konnte es dem Zuschauer entlocken, als der dicke Mann mit der blauen Frauenbekleidung so wehmütig neben ihr herschritt.

Nachdem Marit nach dieser Rede oben ihr Zimmer betreten hatte — beide Gemächer lagen nach hinten heraus und boten einen wundervollen Ausblick über die Bucht und einen Teil der Stadt — ließ sie sich auf einem Platz am Fenster nieder und stützte tief sinnend das Haupt auf die emporgerichtete Linke.

Was hatte ihre Mutter ihr zugerufen? „Du hast gerade das gelernt und behalten, was man abstreifen soll!" War das richtig?

Sie schüttelte sich plötzlich unter dem Druck der Selbsterkenntnis. Die Einkehr, die jeden Menschen einmal in solcher Weise erfaßt, daß er vor sich selbst schaudert, ergriff sie in diesem Augenblick. Sie schuf in ihrer Seele einen grenzenlosen Ekel vor ihrem eigenen Ich, und ließ eine heiße Reue über sich selbst in ihr emporsteigen. In solchen Momenten war sie weich wie ein warmherziges Kind, faßte die besten Entschlüsse und schlug alle Gedanken an ferneren Hang zum Abweichenden in die Flucht. Auch beherrschte sie kein Zorn gegen Diejenige, welche ihr so rückhaltlos die Wahrheit gesagt hatte. Ihr Herz zitterte bei der Erinnerung an die Worte ihrer Mutter, an jene, aus denen die tiefe, rührende Liebe zu ihr, der Tochter, emporgedrungen war.

Aber bei der Ueberlegung, was sie nun fortan an die Stelle dessen setzen sollte, was aufzugeben sie gegenwärtig drängte, gerieten doch alle Entschlüsse wieder ins Wanken. Sie konnte nicht im Hause sich genügen, nicht glücklich dabei sein, Morgens aufzustehen, Betten zu machen und Staub zu wischen, sich nach Tisch in dem einsamen Fischerviertel von dem sonnenbeschienenen Nachmittag an-

gähnen zu lassen, den Abend hinzuschleppen und endlich aus Langeweile und Unbefriedigung den Schlaf zu suchen.

Gerade an der Ecke der Straße war's so öde, so einsam. Der Blick wurde gehemmt durch die in der Mitte des Platzes liegende Kirche und den Kirchhof.

Und gegenüber diesen reizlosen Vorstellungen zauberte ihr ihre Phantasie herbei, was draußen winkte, wodurch sie sich bisher Abwechslung verschafft hatte.

Sie pflegte Mittags in das Zentrum der Stadt zu gehen und in den Hauptstraßen ihre Promenaden zu machen. Da war Leben. Da strömten die Schüler aus der Schule, Kleine und Große, Quintaner und Primaner, Schulmädchen und Seminaristinnen, Beamte der Regierung und vom Dienst zurückkehrende Soldaten, Gemeine und Offiziere. Und am Nachmittag war's ebenso, und im Gehölz, das sich drüben an die Stadt anschloß, fanden sich Spaziergänger und befanden sich Restaurants, die auch Damen ohne Begleitung besuchen konnten.

Und dort trafen sich Diejenigen, die offene

oder geheime Neigungen zu einander besaßen. Dort verschaffte Marit ihrem lebhaften Geist Nahrung.

Auf diese Weise gelangte sie in Berührung mit Menschen, Gleichgesinnten und Gleichdenkenden, fand sie ein Gegengewicht gegen das, was ihr das Haus an nüchternen Tagespflichten auferlegte.

Immer war's im Grunde dasselbe! Ihr fehlte ein Gegenstand, auf den sie ihre Sinne und eine andere Tätigkeit richtete. Infolgedessen war sie auf den Gedanken geraten, Peter Uek zu heiraten, durch ihn ihre Pläne zu fördern, sich mit ihm ein schmuckes, bequemes Haus einzurichten, mit der Zeit wohlhabend, angesehen und allgemein gesucht zu werden.

Und wodurch war alles wieder zertrümmert worden? Durch ihren Eitelkeitssinn, durch ihren immer über das Ziel hinausschießenden Vergnügungsdrang, durch die Unfähigkeit, ihren leidenschaftlichen Neigungen Herr zu werden. Und das war ihr geworden durch die andere Bildung, die sie empfangen hatte, durch den Verkehr mit den Töchtern der bevorzugten Familien, durch die Ver-

feinerung ihrer Geschmacksrichtung, durch den Einblick in die Verhältnisse, Einrichtungen und Gewohnheiten der besser Situierten.

Aber indem Marit diese durchaus logischen und richtigen Schlußfolgerungen zog, kam ihr zum ersten Mal ein ganz neuer Gedanke. Warum streckte sie denn ihre Hand nicht nach Höherem, nach einem Husarenoffizier aus, wenn sie selbst einen Mann ihres Standes nicht bekommen konnte? Weshalb mühte sie sich überhaupt um ihresgleichen, warum griff sie nicht nach Sternen, statt sich unten nach Kieseln zu bücken?

Man würde und war doch das, wozu man sich selbst im Leben machte, hatte sie einmal gelesen. Sie besaß siebzigtausend Mark eigenes Geld, und wenn ihre Eltern einmal die Augen zudrückten, so erhielt sie sicher noch fünfzigtausend Mark mehr. Das war doch eine Summe, die selbst einen Mann der Gesellschaft reizen konnte. Und so entwickelte sich aus dieser Selbsteinkehr der Entschluß, zwar ihrer Mutter zu Willen zu sein, auch alles möglichst zu vermeiden, was sie kränken könne, im übrigen aber nunmehr ein neues Ziel zu verfolgen und zwar: den Rittmeister

derart für sich geneigt zu machen, daß er selbst auf den Gedanken gelangen würde, sie zu heiraten. Der Gedanke, daß ihr Vater Braunbierbrauer war, selbst in Hemdärmeln und Holzpantoffeln am Braufaß stand, daß dies bei den herrschenden Gegensätzen der Stände ein stetes Hindernis für eine Partie sein werde, kam ihr jetzt nicht. Sie wollte aus dem Hause. Und Geld, Geld mußte es machen, und war der Stand ihrer Eltern ein Hindernis für eine solche Verbindung, gab's ja in der Welt mehr Orte als Wisborg. Sie konnte mit ihrem Gatten anderswo ihr Zelt aufschlagen.

Noch eins überdachte sie, bevor sie nun wieder hinabstieg: Liebte sie den Grafen wirklich, oder schmeichelte es nur ihrer Eitelkeit, daß er sie auszeichnete? Und ferner: Liebte sie Peter Uek noch? Ja, sie liebte Peter, sie zitterte, wenn sie ihm begegnete, ihr Herz wollte ihr still stehen, wenn sie daran dachte, daß er Anna Franzen im Arm halte und ihr Liebesbeweise an den Tag lege. Auch jetzt preßte sie bei solchen Gedanken unwillkürlich die Hand auf die unruhige Brust, und neben Peters Bild verblaßte die Erscheinung des Grafen trotz seines geschmeidigen Wuchses, der feurigen

Augen, der souveränen Lebenslust und dem an seiner Linken klirrend blitzenden Säbel.

* * *

Nach diesen Vorgängen folgte Marit Neve lediglich ihren Neigungen, aber sie führte das, was die Oeffentlichkeit zu scheuen hatte, oder was der tadelsüchtigen Welt besser verborgen blieb, mit weit größerer Vorsicht aus. Bisher hatte sie, ihrem lebhaften Temperament entsprechend, niemals mit Berichten über ihr Tun und Lassen zurückgehalten, war zur Verkürzung ihrer Zeit täglich zu den Nachbarn und zu Ueks gegangen und hatte, es sich dort bequem machend, Jenen erzählt, was sie getrieben und was sie vorhabe.

Aber nun hatte sie erkannt, daß sie gerade diese Offenherzigkeiten in den Mund der Leute gebracht hatten. Andere taten gewiß dasselbe und vielleicht weit Unerlaubteres. Aber sie waren vorsichtig, und weil sie Vorsicht zu üben verstanden, wurden sie vom Gerede verschont.

Es kam die deutlichere Erkenntnis über Marit, daß sie in einer Welt lebe, in der Derjenige am besten fahre, der die größte Verstellungskunst an-

zuwenden verstehe. Ueberdies fand sie auch keinen Geschmack mehr an ihrem bisherigen Umgang. Nachdem sie neuerdings mit dem Rittmeister wiederholt in Berührung gelangt war, seinen witzigen Reden zugehört, sich an seinen Artigkeiten berauscht und ihren Augen und Sinnen eine andere Nahrung verschafft hatte, erschien ihr die kleine Welt im Fischerviertel so spießbürgerlich und kümmerlich, daß sie gar nicht begriff, wie sie es überhaupt bisher ausgehalten habe. An jenem Abend in der Beliebung hatten sie Wein und Tanz so erregt, daß ihr jede gute Vernunft abhanden gekommen war.

Sie war ihm, gleichsam von einem Dämon beherrscht, gefolgt, und wenn sie auch seinem Drängen, ihm Vergünstigungen zu gewähren, anfänglich einen entschiedenen Widerstand entgegengestellt, so hatte sie doch zuletzt nicht die Kraft und die Besinnung gefunden, seinem Werben entgegenzutreten. Er hatte sie ohne Weiteres in seine Arme genommen, seine Lippen auf ihren Mund gepreßt und ihr zugeflüstert: Sie müsse fortan sein Eigentum werden. Sie müsse es, und wenn er es mit der ganzen Fischerzunft aufnehmen solle!

Freilich war Marit dann in der Folge seinen durch Briefe und Geschenke unterstützten Werbungen ausgewichen. Sie hatte ihn unter dem Druck der Umstände, der Empörung Peters und ihrer eigenen ehrlichen Reue schroff abgewiesen. Sie hatte ihn ersucht, seine Aufmerksamkeiten einzustellen und ihm auch vorgehalten, in welches Unglück er sie durch seine damalige Zudringlichkeit gestürzt habe. Aber eben nach diesen Vorspielen war es nun dem Grafen um so leichter gewesen, Marit von neuem Interesse einzuflößen.

Die Reitstunden, die sie von ihrer Mutter nachträglich erzwungen hatte, boten eine überaus günstige Gelegenheit, Zusammenkünfte herbeizuführen, denen der Graf anfangs einen äußerlich unverfänglichen Charakter verlieh. Er verkehrte mit ihr in derselben, wenn auch werbenden, aber ehrerbietigen Art, mit der er den Damen seiner Kreise begegnete, und erst nach Verlauf einiger Wochen, als sie sich nach einem vorangegangenen Abschied im Reitstall zufällig noch einmal wieder in der Stadt trafen, hatte er die Zurückhaltung abgestreift, Marit in eine einsame Nebenstraße gezogen, und ihr seine alte, nicht nur nicht er-

loschene, sondern noch verstärkte Leidenschaft erklärt. Auch erbat er als eine besondere Vergünstigung, daß sie mit ihm ein Abendessen einnehmen möge. Er feiere seinen Geburtstag, fühle sich bei solcher Gelegenheit stets sehr vereinsamt und werde überaus glücklich sein, wenn sie ihm diese Stunden schenken wolle.

Ihre Einwände, daß sich das nicht schicke, daß sie sich, ohne Verdacht zu erregen, unmöglich vom Haus zu entfernen vermöge, wußte er ihr auszureden, und das Endresultat war gewesen, daß sie nun gerade an dem heutigen Tage unterwegs war, um seiner Einladung Folge zu leisten.

Mit unruhig klopfendem Herzen nahm Marit gegen sechs Uhr Abends den Weg, statt durch die Stadt, an dem Hafen und der Bucht entlang ins Zentrum. Hier wohnte der Rittmeister in der Nähe der Schloß-Kaserne. Die Zusammenkunft aber sollte in einem Zimmer des Restaurants des Schloßhotels stattfinden. Es war zwischen ihnen die Abrede getroffen worden, daß er sie gegen halbsieben am Ausgang des Buchtweges, da, wo die Straße gradeaus zur Kaserne, zur Rechten aber wieder in die Stadt zurückführt, treffen solle.

Zunächst verlief auch alles nach Marits Wunsch und Erwartung. Sie begegnete weder Bekannten, die lästige Fragen stellten, noch fremden Wisborger Einwohnern, die auf sie Acht gaben. Ihren Eltern hatte sie erklärt, daß sie einer Einladung zu ihrer Gesanglehrerin folge, daß sie dort den Abend zubringen werde.

Während sie den langen, den Blick auf die jenseitigen, malerischen Ufer freilassenden Buchtweg entlang schritt, kamen ihr gerade an dem heutigen Abend besonders lebhafte Erinnerungen an die Geschehnisse des Frühjahrs und des Sommers, an Peter Ueks erste Annäherungen, an die erste Zeit ihrer wirklichen, kurzen Verlobung, an die Vorgänge während des Beliebungsfestes und an die Auseinandersetzungen und Unterredungen zwischen ihr, Peter und der Kanzleirätin Poppe.

Das war zweifellos! Glücklicher würde sie sich auch heute noch fühlen, wenn sie Peters Braut, gar seine Frau geworden wäre! Was sie jetzt tat, und heute tun wollte, und was sie im Geheimen glaubte, war doch nur eine prickelnde Betäubung, war doch nur eine dürftige Hoffnung auf ein Zukunftsgelingen.

Und wenn sie scheiterte, was dann? Dann hatte sie sich fortgeworfen, und Ekel, Reue, Selbstverachtung und gar Verzweiflung waren ihr Teil.

Mitten unter solchen Gedanken erschien eine Gestalt vor ihrem Blick, und als sie das Auge schärfte, erkannte sie Peter Uek.

Er kam langsam, das Haupt gebeugt, als ob er eine schwere Last zu tragen habe, des Weges daher, und erst bei unmittelbarer Annäherung wurde er Marit gewahr, sah finster und verschlossen empor und griff ebenhin an die Mütze.

Auch wollte er blos mit einem solchen Gruß an ihr vorüberschreiten. Sie aber blieb stehen, hielt ihn, und sagte, den alten Zauber ihres Wesens einsetzend: „Wie, Peter, so, so willst Du an mir vorübergehen? Du hast nicht einmal ein Wort für mich? Was ist denn noch zwischen uns? Du hast Deinen Willen erhalten, Du hast Dein neues Glück und ich habe mich gefügt —“

Im ersten Augenblick veränderten sich bei diesen Worten Peters Mienen. Aber gerade, als er der bestrickenden Heimlichkeit ihrer Augen und dem schmeichelnden Ausdruck in ihrem Angesicht begegnete, kamen ihm Vernunft und Ueberlegung wieder.

Er schüttelte den Kopf und sagte: „Alles ist ganz anders, als Du sagst. Du hast Dich nicht zufrieden gegeben, sondern Du hältst noch jetzt mit meiner Familie, die alles tut, mich von Anna Franzen abzubringen. Und ich habe auch kein neues Glück. Seit heute Mittag liegt meine Braut hoffnungslos. Die vielen Aufregungen haben sie so heruntergebracht! Ihr habt erreicht, was Ihr erreichen wolltet, und es gibt keine Worte, zu sagen, wie ich Euch deshalb verabscheue, ja — hasse!"

„Peter! Peter! So schlimm ist's mit Anna Franzen?" stieß Marit ehrlich bewegt heraus.

„Ach, Peter, das tut mir weh, sehr weh, glaube es. So schlecht bin ich nicht, daß ich einem Andern das Leben mißgönne. Und sag' nicht, daß ich schuld bin. Bedenke, was ich verloren habe! Würdest Du denn gleich sanftmütig gewesen sein, wenn ich mich abgewandt hätte, Du mich so geliebt hättest, wie ich Dich —"

„Bah! Du hast mich nie geliebt! Du kannst gar nicht lieben. Du kannst Dich bloß verlieben. Und nie kann ich es vergessen, daß Du ein solches Spiel mit mir getrieben hast. Du hast mich mit

meiner Familie auseinandergebracht. Du bist die Ursache, daß ich nun sicher ein ewig unglücklicher Mensch geworden bin!"

„Hast Du keine Fehler, Peter?" fiel Marit, sich beherrschend, in einem milden Ton ein. „Konntest Du nicht ein einziges Mal vergeben? Ist es die rechte Liebe, die nicht verzeihen, nicht vergessen kann, trotzdem der andere Teil bereute, um Vergebung bat und Besserung gelobte?"

„Es war nicht das was, aber das wie!" entgegnete der Mann. „Deine Untreue gegen mich hätte ich schon heruntergeschluckt, obschon es stark genug war, daß Du mit dem blauen Hallunken in den Garten liefst. Aber daß Du den Brief schriebst, um mich dumm zu machen, daß Du mich so frech belogst —"

„Ich tat es, weil ich Dir die Kümmernisse ersparen wollte, Peter. Ich fühlte ja mein schweres Unrecht."

„Ja, ja, es mag ja sein! Aber vorbei ist vorbei! Ich gehe meinen Weg. Wenn ich Anna in den Sarg gelegt habe, geh' ich nach Kiel zum Dienen. Ich will zu vergessen suchen, und wenn ich damit durch bin, laß ich mich auf einem Ueber=

seer anwerben. Ich will wieder in die Welt. Nach Wisborg komme ich nicht wieder."

„So laß uns wenigstens in Frieden scheiden, Peter. Ach, Peter, ich hab Dich noch immer so lieb, so lieb, wenn ich mir mitunter auch einzubilden suche, es gehe ohne Dich!"

Der Mann zog die Lippen. Dann stieß er heraus: „Ja, ja, so lange, bis wieder ein Anderer kommt. Du glaubst es vielleicht, aber Du kannst nicht treu sein."

„Du antwortest nicht auf meine Bitte, Peter! Ich bitte, verzeihe mir, gib mir die Hand. Laß uns wenigstens versöhnt auseinandergehen. Da wir uns nicht wiedersehen, ist's für Dich ja ein Leichtes, mir ein gutes Wort zu geben. Mir aber gibst Du die Ruhe wieder! Ich flehe Dich an, bei unserer einstigen Liebe an, mir zu verzeihen!"

Der Mann ließ den Kopf sinken, und die Muskeln in seinem Gesicht gerieten in Aufruhr. Er kämpfte. Dann sagte er: „Heute kann ich es nicht! Ich verspreche Dir aber, mir Mühe zu geben, und wenn ich es kann, denn so will ich Dir schreiben, und wär's aus dem fernsten Lande, und wär's im letzten Augenblick meines Lebens!

Das muß Dir genug sein. Und nun Adieu! Ich muß zu meiner Braut."

Noch einmal wollte sie anheben, aber das Wort erstarb ihr. Es verstummte vor dem Ausdruck unheimlicher Strenge seiner Züge. Und dann griff er stumm an seine Mütze, nickte ihr kurz zu und ging seines Weges.

Sie aber schritt dem Ausgang des Buchtweges zu, und während sie dahin wanderte, ging's tobend in ihr auf und ab. Ja, er war ein Mann! Und was war Derjenige, der ihr jetzt mit dem Champagnerglas in der Hand aus der Ferne mit schmeichelnder Miene zuwinkte?

* * *

Freilich dachte und empfand Marit schon wieder anders, als sie nun dem Schloßhotel näher kam, als sie sich vorstellte, daß sie nach wenigen Minuten neben dem vornehmen, um ihre Gunst schmeichelnd werbenden Mann sitzen, mit ihm scherzen und lachen, speisen und trinken, nur dem Frohgenuß leben und eben das einmal finden sollte, was sie so oft ersehnt hatte.

In weiblichen Geschöpfen, wie Marit Neve eins war, haftet nichts lange, vielleicht weil Ge-

fühl und Empfinden im Moment der Geschehnisse weit mächtiger sind und nach weit lebhafterem Ausdruck drängen, als bei wirklich tief veranlagten Naturen. Sie leiden schwer, sie heucheln durchaus nicht, wenn sie ihre Seele so beschwert schildern, daß sie sich den Tod wünschen. Auch hassen und lieben diese Eindrucksfähigen mit gleicher Heftigkeit in Augenblickslängen, schmieden sogar, von ihrem Temperament fortgerissen, rachsüchtige Pläne und haben, durch ein Geringes besänftigt, gleich hinterher das versöhnlichste Empfinden und den stärksten Drang nach Ausgleich. Auch schließt ihre Veranlagung weder kräftigsten Willen noch Tatkraft, überhaupt die höchsten Tugenden des Herzens und des Geistes aus. Die Teufel: Eitelkeit, Eigenwille und Genußsucht sind es, die in den gegebenen Fällen das bessere Ich ersticken. An ihnen zerschellen die besten Naturen.

Eine völlige Wandlung tritt erst im späteren Lebensalter und namentlich bei weiblichen Personen ein, wenn sie ihre Schönheit und ihr Ansehen verlieren. Sie werden dann ernste, gar selbstlose Menschen und streifen insbesondere, wenn ihnen durch die Umstände die Gelegenheit genom-

men wird, jeden Anspruch auf besondere Beachtung und eine besondere Genußzuwendung ab.

Diese Art von eindrucksfähigen Menschen müssen eine doppelte Schule, eine auf den Schulbänken, und eine Schule des Lebens durchmachen, um sich durchzuringen.

Infolge solcher bei Marit besonders zutreffenden inneren Beschaffenheit, hatte sie auch durchaus nicht geheuchelt, als sie eben in so schwermütig ernster Weise mit Peter Uek gesprochen.

Aber ebenso wenig heuchelte sie, als sie nun dem Rittmeister, der seitab in einer kleinen, neben dem Hotel befindlichen Nebengasse auftauchte, mit strahlenden Augen entgegentrat, und als sie, mit ihm hinten über den Hotelhof schlüpfend und, eine Halbtreppe hoch, in das wohlig erwärmte, reizend eingerichtete Speisekabinett getreten war, ihrem Entzücken Ausdruck verlieh.

Durch den Gedanken, daß sie mit ihm, dem Allbezwinger der Frauen, nun wirklich hier soupieren sollte, wurden alle Wehmut und alle ernsten Gedanken an Peter Uek fortgeschwemmt.

Schon war der zierliche Tisch gedeckt, es blitzten Leinen, Krystall und Silber, vor Marits

Kouvert lag ein entzückender kleiner Strauß und frische, duftende Blumen strebten aus der Mitte der reichgedeckten Tafel empor.

Und nebenan auf einer schmäleren Tafel standen gefüllte Flaschen und feingeschliffene Gläser, und daneben ruhten silberne Messer und Gabeln, die den späteren Gängen dienen sollten. Alles war sorgsam vorbereitet, und als nach wenigen Augenblicken der Kellner erschien, sich tief verneigte, und eilfertig wiederkehrend die scharfe, dampfende Suppe servierte und gleich den kühlsiedenden Champagner in die breiten Schalen einschenkte, als beides über Marits genußsüchtige Zunge glitt, da hätte sie die Götterstunde nicht hingegeben für alle Liebe und alle angebotene Versöhnung eines Peter Uek. Sie hätte ihm zugerufen: „Gewiß, gewiß! Aber morgen! Morgen! Heute muß ich diese Wonne genießen!“

Und die Stunden flogen. Alle Schubfächer öffnete der Graf, er erzählte von seiner vornehmen Familie, von seinen angesehenen Freunden, von seinen gesellschaftlichen Beziehungen, von seinen Erfolgen im Dienst und bei den Frauen, von seinen Passionen, von Pferden, Sport und Spiel und hielt

doch bei aller wirklichen Offenherzigkeit und Zutunlichkeit stets eine gewisse Grenze inne. Er ließ Marit fühlen, welche breite Gräben zwischen ihnen lagen, und eben das reizte das Mädchen, das stachelte ihren Ehrgeiz an, diesen vielumworbenen Mann völlig zu gewinnen, für ihn der Mittelpunkt allen Denkens zu werden. Sie ließ aber von irgend einer Bedrückung nicht nur nichts merken, sondern spielte um so mehr ihre Persönlichkeit aus. Sie schwatzte lebhaft mit Geist und starkem Sarkasmus und wußte ihn dadurch zu kirren und seine Leidenschaft anzustacheln, daß sie immer gerade verweigerte, wenn er von ihr alles verlangen zu können glaubte. Dann sprang sie empor, drückte sich mit ihrer geschmeidigen Gestalt in die Sophaecke und wehrte ihm übermütig lachend oder trotzig ab. Ein ander Mal nahm sie plötzlich von allem Liebesgetändel Abstand, machte eine komische Posse und rezitierte — die Pathetik einer Bühnengröße kopierend — in meisterhafter Weise irgend eine Szene aus einem klassischen Drama.

Ihre Nachahmungsfähigkeit und ihr Gedächtnis waren erstaunlich, und den verführerischen Reizen ihres Körpers, die sie stets — ohne in-

decent zu sein — in der vorteilhaftesten Weise zur Geltung zu bringen wußte, vermochte schwerlich ein Mann zu widerstehen.

Sie besaß jene schlank üppige Fülle, die von allen Körperschönheiten die gefährlichste ist. Es vollzog sich zwischen ihnen, was bei so Veranlagten stets das Vorspiel zu jenen Liebeswonnen ist, die mit dramatischem Ausgang endet.

Beide boten, scheinbar nur ihre Natur und das allgemein Eigenartige ihres Wesens hervorkehrend, alle Künste auf, um einander zu gefallen. Und er, der Graf nur mit dem Gedanken, anderen kleinen Liebesabenteuern dieses neue anzureihen, sie aber mit der durch ihre Unerfahrenheit hervorgerufenen Absicht, ihn nicht für eine Zeit, sondern für die Dauer zu fesseln, ihn für Lebenszeit zu binden.

Infolgedessen lehrte sie ihr Instinkt, immer die Schale zurückzuziehen, wenn er am durstigsten war, bei aller Freiheit doch Grenzen innezuhalten.

Dazu ward sie ohnehin durch ihr sittliches Empfinden gedrängt, und als Schwarzenfeld, durch Speise und heißen Wein fortgerissen, im Laufe der Stunden einmal einen sehr freien Ton anschlug,

sogar eine Geschichte erzählen wollte, die durchaus nicht für ihr Ohr paßte, aber eben darauf berechnet war, sie an solche Konversation zu gewöhnen, lachte sie nicht, wie noch eben vorher voll lustigen Uebermuts, warf vielmehr den Kopf zurück und sagte schroff:

„Ich bitte, Herr Graf! Sie sind nicht mit Ihren Kameraden zusammen, sondern mit einer Dame! Sie werden vielleicht meinen, ich sei keine sogenannte Dame, sondern nur ein Bürgermädchen, aber diese Unterscheidung existiert für mich nicht! So lange Sie den Anspruch, ein Kavalier zu sein und genannt zu werden, erheben, so lange darf es für Sie bei einem solchen Zusammensein nur eine ‚Dame' geben!"

„Donnerwetter! Das war scharf pariert, schönes Götterkind —" stieß Schwarzenfeld betroffen, aber in angenehmer Weise betroffen, heraus und richtete die schwarzfunkelnden Augen seines dunkelgebräunten Angesichts mit doppeltem Begehren auf das schöne, kluge Geschöpf, das ihm das Wesen eines echten Kavaliers im Gegensatz zu der gewöhnlichen, üblichen Auslegung zu definieren versuchte.

Und nun trat nach Champagner, Likören und Süßigkeiten für die Zunge und für die Sinne der Augenblick ein, in dem sie sich Beide ganz so gaben, wie sie wirklich waren.

Marit benutzte den günstigen Augenblick und sprach den Grafen freimütig an. Sie fragte ihn zu seiner unbequemen Ueberraschung, wie er sich das Ende ihrer Beziehungen denke? Zum bloßen Tändeln sei sie zu gut. Gewiß, es gehöre auch Tändeln zu einem solchen Verkehr! Sie sei keine Nonne, die sich dabei bekreuzige. Aber sie gedenke der Gefahr, in die sich ein Mädchen begebe, die wie sie, in solchem Falle den Bitten eines Mannes nachgegeben habe. Die Gefahr erblicke sie in der Gewissens-Beunruhigung, der sie schon jetzt ausgesetzt sei, und die sich in ihr steigern müsse, ebenso sehr aber auch in dem Verlust ihres Ansehens vor der Welt.

„Sie, Herr Graf!" schloß sie, „haben nichts zu verlieren. Sie haben einen Freibrief auf Liebesabenteuer, ja, Sie werden, selbst wenn Sie ein Unheil anrichten, kaum zur Rechenschaft gezogen. Männer begehen Sünden, die schon bei der Geburt den Absolutionszettel mit sich führen! Ein

Mädchen aber kann sich schon durch einen einzigen Blick unmöglich machen."

„Ich weiß nicht, Marit, weshalb wir solche Klostergespräche führen wollen," fiel Schwarzenfeld leichthin ausweichend ein. Mit dem: Was kommt danach! verderben sich die meisten Menschen das Glück am Dasein! Sie wollen alle ewig leben und alle besonders gesund sein und glücklich werden. Darüber kommen sie meist weder zum Leben noch zum Glück. Keiner weiß, wie lang ihm die Zeit bemessen ist, er kann schon morgen im Sarge liegen. Ich habe Sie lieb, sehr lieb, Marit. Wäre ich mein eigener Herr, würde ich Sie bitten, mir als Frau die Hand zu reichen. Ich bin es nicht, und deshalb kann ich keine Schwüre leisten. Ich werde es aber vielleicht werden, und dann komme ich ohne Ihre Aufforderung!"

„Ich muß jetzt gehen," war zu des Grafen höchster Bestürzung Marits knappe Antwort auf diese Rede. Ihre Mienen hatten einen finster verschlossenen Ausdruck angenommen, sie überließ es ihm, das darin zu lesen, was sie wünschte.

Nun sprach er zärtlich beteuernd auf sie ein.

Aber sie blieb fest, ja, sie forderte, völlig verwandelt und ernüchtert, daß er sie lasse.

Statt dessen schloß er, seines endlichen Sieges gewiß, die Tür ab und drang wiederum auf sie ein. In dem kleinen Gemach wehte eine schwüle Luft; die Temperatur war drückend, die vielen Kerzen neigten sich ihrem Ende, der Champagner perlte nicht mehr und die Servietten lagen zerknittert auf dem rosendurchwirkten Teppich.

„Bitte, klingeln Sie! Ich möchte noch Selterswasser," sagte sie dann, sich von ihm sanft, aber entschieden befreiend, wie es schien, wieder zum Einlenken geneigt.

Aber als er eifrig nickend dem Klingelknopf zueilte, machte sie blitzschnell das Fenster auf, musterte ebenso rasch die Höhe von hier auf ein Rasenbeet, und sprang, katzengewandt die Brüstung gewinnend, ohne Besinnen in den halbdunklen, jetzt winddurchwehten Hotelgarten hinab.

„Potz Donnerwetter!" rief der Graf, sturmschnell ihr nachstürzend. — „Das ist ja eine Feuerhexe! Die hätte ich nicht so taxiert!"

Und in diese Ueberraschung mischte sich ein ebenso schneller Entschluß. Im Nu bekleidete er

sich mit seinem Paletot, eilte zur Tür hinaus, verständigte den ihm eben auf der Treppe entgegentretenden Kellner und flog in den Hof hinab.

Und von hier spähte er in den Garten und in die nächste Umgebung, und als er am Rande des ersteren eine rasch dahinfliegende Gestalt zu entdecken glaubte, legte er selbst Flügel an die Füße und nahm, des Unwetters nicht achtend, die Richtung nach dem Fährnässer Viertel.

Er mußte ihr, wenn er sich so hielt, nach seiner Berechnung zuvorkommen.

An der Biegung des Kirchhofs, ihrem elterlichen Wohnhaus gegenüber, wollte er ihrer warten, ihr Erklärungen über ihr Verhalten abfordern, sie versöhnen und zu ferneren Zusammenkünften zu überreden suchen. Ihr Wesen, ihre ehrbare Haltung, ihre Schönheit, Klugheit, Bildung, aber auch ihre amüsante Lebendigkeit, von der sie gerade an dem heutigen Abend überraschende Proben an den Tag gelegt, hatten ihn völlig bezaubert, so berauscht, daß er in diesem Augenblick wirklich zum ersten Male den Gedanken erwog, dieses von der Natur so verschwenderisch ausgestattete Geschöpf trotz aller Schwierigkeiten

und sicheren Hindernisse zu seinem Eigentum zu machen.

*
* *

Es war an demselben Abend später.

Ueber die Bucht raste ein Nordost, der mit seiner Gewalt und stürmenden Schnelligkeit die Gegend kaum einer Beachtung zu würdigen schien und doch jeden Gegenstand bis auf das letzte Grün auf den Wiesen und das Schilf an des Ufers Rand in seine vernichtenden Arme nahm, es rüttelte und bog und knickte und an Dachpfannen und losem Mauerwerk eine solche Zerstörungswut übte, daß die kleine Kanzlei trotz ihrer Sorge um die Schwerkranke wiederholt angstvoll zusammenfuhr.

Eben schnob die boshafte Gewalt ganz besonders heftig um die Ecken und Winkel des Klosters, in einer wildspähenden Art, als ob hier Bösewichter versteckt seien, die sie suche und verderben wolle.

Nichts sollte stehen bleiben, was Menschenhand geschaffen, insbesondere sollte das Häuschen der kleinen Kanzlei in Trümmer gelegt werden!

Die alte Dame zitterte am ganzen Leibe. Sie tat's, obschon sie wußte, daß die Mauern fest, daß

ihr schwerlich irgend etwas geschehen werde, daß es schon oft so gerast hatte und daß doch die warme, friedliche, sanfte Sonne am Himmel wieder erscheinen werde.

Nun stöhnte die Kranke schwer und unheimlich auf. Vor wenigen Augenblicken war Peter noch einmal nach der Markt-Apotheke gelaufen, um ein Pulver zu holen, das der Arzt verschrieben und von dem er gesagt hatte, daß es das Einzige sei, was vielleicht der kämpfenden Seele noch die Kraft zum Widerstand geben könne. Alles komme darauf an, noch diese Krisis zu überstehen. Er habe keinen Glauben mehr, aber falls jetzt der Pulsschlag noch einmal sich hebe, ein normaler Atem sich stärke, sei Aussicht, sie doch noch zu retten.

So jagte Peter dahin, als ob auch er Flügel an den Füßen habe. Und nach einer Zeit von zwanzig Minuten kehrte er zurück, riß die Haustür auf, wobei ihm der Sturm mit solcher Wucht behilflich war, daß sie laut klatschend gegen die Flurwand schlug, eilte ins Krankenzimmer, forschte mit angstvollen Blicken umher, aber ließ Hand und Pulver grausend sinken, als sich die alte Dame in demselben Augenblick neben dem Bett vor ihm

aufrichtete und ihn mit einem von der Kranken abgleitenden trostlosen Blick ansah.

Es stand darin geschrieben: Es steht sehr schlecht; es ist wohl gar vorbei.

Wie verzweifelt warf sich der große Mann an dem Krankenlager nieder, griff nach der Hand seiner Braut, forschte in ihren ausdruckslosen Augen, und preßte das Ohr an ihre Brust.

Er weinte wie ein Kind. Er weinte wie in seinen Knabenjahren mit stockenden, rührend wirkenden Lauten. Sein Inneres schmolz in Schmerz und Wehmut. Er war fassungslos, und in seiner grenzenlosen Hilflosigkeit fiel er, sich mühsam erhebend, der alten, ihn sanft streichelnden Dame an die Schulter und schluchzte herzerbarmend.

In ihr, in Anna, hatte sich alles verkörpert, was er an einer Frau sich je gewünscht hatte. Und so hingebend hatte sie ihn geliebt, so ganz war sie in ihm und war er in ihr aufgegangen. Jeder hatte einen köstlichen Schatz besessen, und nun waren Beider Hände leer.

„O, wenn ik dat man överkam," wimmerte der Mann in dem furchtbaren Seelenschmerz. „Ik wull, ik wär ok dod. Ik wull, ik kunn bi ehr ligg'n

deep, deep int Graf un jümmers bi ehr blib'n bit an de jüngste Dag. O, min Anna, min söte, min gude Anna."

Hier unterbrachen abermals überstürzende Laute der Qual fernere Worte. Noch einmal fiel er nieder an ihrem Bette, küßte ihren Mund und ihre Wangen, und sprang, doch noch eine Hoffnung aufpflanzend, belebt empor, als in diesem Augenblick der Arzt, den Pflicht getrieben, ins Zimmer trat.

* * *

Eine lange Zeit war seit diesen Ereignissen vergangen. Der Wind hatte jedes Jahr über Wisborg und die Wisborger Bucht geweht, bald mit stürmender Gewalt, bald mit sanftem Hauch erfrischend und erquicklich; er hatte mit seinen ungesunden Stürmen die letzte Kraft in kranken Lungen ausgedörrt und den Säugling beim ersten Ausflug mit seinem nährenden Atem rosige Farben auf die Wangen gemalt. Und die Sonne war aufgestiegen mit Lichtern, wie keines Malers Phantasie sie erfinden, geschweige denn auf die Leinewand zu zaubern vermag, und war herabgesunken hinter dem Wisborger Schloß mit brennenden

Feuern, wie keine Esse sie je emporgesendet und wie keine Feder ihre Pracht zu beschreiben vermag.

Und mit einem jauchzenden Sprung war wie immer der Frühling aus einem verborgenen Weltwinkel ins Land gestürmt und hatte den griesgrämig auftrotzenden Winter mit einem grünenden Stecken erschlagen. Und nach ihm war mit heißen Schienen an den strotzenden Gliedern, des Frühlings Bruder, der Sommer, erschienen, hatte mit einem einzigen Hauch seines brennenden Atems den Frühling erstickt und sich, als die Zeit gekommen war, mit sanften Gebärden dem Herbst vermählt, der, mit bunten Bändern und bunten Gewändern angetan, sich die Krone aufs Haupt gesetzt und stahlblaue und schwarzgraue Luft- und Nebeltrabanten um seinen Thron versammelt hatte.

Immer derselbe Wechsel, und immer neue Bilder, und immer neue Menschen. Und Sterben und Auferstehen und Last und Sorge und Not und Streit und Kampf und Verlieren und Gewinnen! —

Volle zwölf Jahre waren seit der Schilderung der Vorgänge in dem Wisborger Fischerviertel ver-

strichen, und in diesen zwölf Jahren hatte das Schicksal, unbekümmert um den Schrei oder den Jubel der Menschen, die entweder Unglück herabgestürzt, oder bei denen es Freudentränen im Auge geweckt, die es durch seine Laune bevorzugt, seine Wege gewandelt.

Von den handelnden Personen waren — der Schöpfer hatte es so gewollt — mehrere während dieser Zeit hinweggerafft worden.

Der alte Fischer Uek war gestorben, und seine Frau war ihm bald gefolgt. Marits Vater hatte durch einen Schlag, den ihm ein Wallach beim Anspannen versetzt, sein Leben eingebüßt, und Frau Neve hockte einsam verlassen, einst eine reiche Frau, im Armenhause am Markt, und lebte von den Almosen wohltätiger Menschen.

Auch im Dunkelhof hatte sich alles verändert. Das Ehepaar Tode, das einen Besitz in Schwansen geerbt hatte, war dorthin verzogen. Ihren Hof hatte ein Grundbesitzer in der Nähe erworben, und nach dessen raschem Tode war er wiederum in andere Hände gelangt.

Gegenwärtig schaltete ein Eigentümer daselbst, der ursprünglich nicht Landmann gewesen war, der

sich aber in Alles, wozu Fleiß, Geschick und Ausdauer gehört, sehr schnell hineinzuarbeiten wußte, und dieser Eigentümer war — Peter Uek.

Jedermann in diesem Teil der Stadt Wisborg wußte von seinen Schicksalen, und es gab wohl niemanden, der ihm das, was ihm nun gehörte, nicht von Herzen gönnte.

Was er zu jener Zeit gegen Marit ausgesprochen, hatte sich nicht erfüllt. Alles war anders und so gekommen, wie es von niemandem jemals in das Bereich der Berechnung und Möglichkeit gezogen war.

Anna war an jenem Abend nicht gestorben. Der in seiner Gewissenhaftigkeit noch einmal erschienene Arzt hatte noch ein dem ungewohnten Ohr nicht vernehmbares Pulsieren des Herzens feststellen können. Daraufhin hatte er ihr eine Injektion gemacht, und nach dieser war schon nach kurzer Frist das Bewußtsein zurückgekehrt. Der unermüdlichen Pflege der beiden treuen Menschen, der kleinen Kanzlei und Peters, war's dann gelungen, sie allmählich wieder empor zu bringen, und strahlend vor Glück hatte sie Peter umschlungen, als sie ihm — zum ersten Male wieder dem

Bette entstiegen, in dem Wohngemach der herzensfreundlichen Dame, im Lehnstuhl sitzend — die Hand entgegengestreckt hatte.

In der Folge war Peter eine Reihe von Jahren von Wisborg fortgewesen, und das war so zugegangen:

Nachdem er zunächst seine Militärübung in der Marine absolviert hatte, war er von einem reichen Sonderling, den er zufällig kennen gelernt, gefragt worden, ob er ihn auf einer, vielleicht ein Jahr andauernden Seereise, die dieser in seinem eigenen Kutter zu unternehmen beschlossen hatte, begleiten wolle.

Die ihm dafür gebotene Vergütigung war so reichlich gewesen, daß Peter sich mit seiner Anna nach Ablauf der Zeit ein bescheidenes Heim einrichten konnte.

Das hatte den Ausschlag gegeben, und nach einer Verständigung mit der kleinen Kanzlei, die Anna ferner als Stütze bei sich behalten, hatte er dann die Reise angetreten.

Es war auch anfangs alles nach Erwartung gegangen. Aber noch vor Ablauf der Zeit hatte es denselben Mann getrieben, eine Fahrt um die

ganze Erde zu unternehmen, und auch für diese Expedition hatte er Peter, den er über alles schätzen gelernt, in seine Dienste genommen. Im Beginn des dritten Jahres war er jedoch in Indien von einer schweren Krankheit niedergeworfen worden, und erst am Schluß dieses dritten Jahres war Peter, für die Rettung des Lebens, die sein Herr seiner beispiellosen Aufopferung zu verdanken hatte, fürstlich beschenkt, nach Wisborg zurückgekehrt.

Und da war denn der Dunkelhof zu kaufen gewesen, und Peter hatte zugegriffen, war Landmann geworden und bald darauf mit seiner Anna an den Altar getreten.

Hier lebten sie nun bereits neun Jahre in den glücklichsten Verhältnissen, hatten zwei prächtige, gesunde Kinder, kamen vorwärts und sandten jeden Sonntag in der Kirche mit demütigem Herzen ihre Dankgebete zum Himmel empor, daß er alles für sie so wohlbestellt hatte. —

Es war mitten im grünsprühenden Maimonat, als Peter Uek gegen Mittagszeit aus der Stadt nach dem Dunkelhof heimkehrte, durch die Tenne in die Küche trat, wo seine schmucke Frau das

Essen bereitete, und ihr nicht ohne starke innere Bewegung mitteilte, daß die alte Frau Neve im Armenkloster gestorben sei. Am Sonnabendnachmittag werde die Beerdigung stattfinden und das ganze Fischerviertel wollte der einstigen alten, angesehenen und geachteten Frau folgen.

„De is dat Hart braken," warf das junge Weib, nachdem Peter gesprochen, in einem stillen Ton hin. „Abers se hett ok wat dörchmakt! Ers all dat datomal mit ehr Dochder Marit, denn de Dod vun den olen Neve, denn de Verlust vun ehr ganzes Vermögen dörch den Lumpenkerl, den Agenten Pakker, un denn nu toletzt int Armenhus —"

Peter Uek bewegte still den Kopf. Dann sagte er: „Ja, över de Familie sünd Schöteln vull Unglück kamen. — Un wenn ik so denk, Anna! As Du mi damals schrewst, de Rittmeister wär nah Schlesien versett, un se wär em nahreist, da wärt mi all, as wenn ik all dat, wat später kamen is, vör mi sehen deh. Ik wuß: Nu wur de Blitz noch teinmal int Dack slahn; dat Enn kun kenn anner sin, as en truriges."

„Wo is se denn nu? Hest wat hört? Wet de Rathuswirt niks vun ehr?"

„Ne. He seggt, sitdem se se vör Jahren as Operettensängerin in Hamburg up St. Pauli sehn hebbt, is se rein verschullen. Se schall övert Water gahn sin. Wahrschinlich is se dod oder ganz verkam'n."

Die Eheleute wurden unterbrochen, weil ihr kleiner Junge Peter herangelaufen kam und sich mit einem bedrückt weinerlichen Ton an seiner Mutter Schürze heftete.

„Givt nich bald wat to Eten, Mudder? Ik bün so — —"

„Ja, glik, min Peter. Kumm, töv, lat mi mal Din Näs putzen. — So, nu spring man ers noch en beten herut. Ik rop Di dann glik! Wo ist Din Swester?"

„Se is in de Peerstall, — Chrischan snitt ehr en Floit —"

Und die junge Frau nickte, und der Junge sprang, durch die günstige Aussicht wieder belebt, fort, und Peter wandte sich ins Wohnzimmer. Es war dasselbe, in dem er damals so oft der herzlosen Frau gegenüber gesessen und mit unruhigen Sinnen auf Anna gewartet hatte. Nachdem er hier den Sekretär geöffnet und in der Stadt eingenom-

menes Geld darin verschlossen hatte, setzte er sich in der von der Sonne sanft durchleuchteten Stube ans Fenster, griff nach der Zeitung und las, ebenfalls auf das Essen wartend, einstweilen, was sich in der Welt zugetragen.

* * *

Den folgenden Tag hatte Peter abermals in der Stadt zu tun, und diesmal sprach er bei seinem Bruder Johann vor. Er und Stine wohnten jetzt vorn, wo früher die Alten gewirtschaftet hatten. Das kleine Haus an der Bucht war an einen Lohndiener vermietet worden. Die jungen Ueks hatten sich wenig verändert.

Johann war wie früher ein pflichttreuer und solider, aber auch ein wenig geselliger Mensch geblieben. Sie richteten, obschon sie Beide keine Kinder besaßen, ihren Sinn lediglich auf Gelderwerb und Sparen. Stine verdiente sich ein reichliches Stück Geld durch Waschen und Plätten, auch ging sie in die vornehmen Häuser in Wisborg und half beim Tischaufwarten. Sie wußte sich, wenn's darauf ankam, sehr angenehm zu machen, und da sie sich stets äußerst adrett kleidete und ihre Ob-

liegenheiten geschickt versah, so nahm man sie stets da, wo sie einmal bedient hatte, wieder.

Stine verfolgte bei dieser Tätigkeit neben dem Gelderwerb noch einen anderen Zweck, nämlich möglichst viel Neuigkeiten aufzuhaschen. Sie war neugierig wie eine Elster und liebte, ihrer damaligen Veranlagung entsprechend, das Intriguieren.

Sie hatte auch um jene Zeit Marit mit aus der Stadt getrieben. Sie hatte nicht geruht, bis sie herausgefunden, mit wem ihre Verwandte nach einer sie Beide gänzlich trennenden Unterredung, Zusammenkünfte gehabt hatte, und ihre Rache hatte sie gekühlt, indem sie jedem, der es hören und nicht hören wollte, erzählte, welch' eine leichtfertige Person ihre Cousine geworden sei.

Natürlich waren diese Gerüchte auch zu den Ohren der Frau Neve gelangt, zu ihren besonders! Dafür hatte Stine Uek gesorgt, und es waren daraufhin auch die erregtesten Szenen zwischen Mutter und Tochter entstanden.

Marit hatte sich immer unglücklicher gefühlt, und zuletzt hatte sie ihr Vermögen an sich gerafft und war davongegangen.

Sie konnte sich in Wisborg nicht mehr sehen lassen, ohne daß man sie merken ließ, daß man sich lieber von ihr zurückzuziehen wünsche. Der Aufenthalt im elterlichen Hause war ihr durch ihrer Mutter Strenge zur Qual geworden, und so hatten sie zuletzt Verzweiflung über sich selbst, über ihre Veranlagung und ihr früh zerstörtes Leben, aber auch Trotz und Verlassenheitsgefühl zum Davongehen bestimmt.

Den Hauptinhalt des Gesprächs zwischen Peter und Stine bildete an diesem Nachmittag der Tod der alten Neve und die Schicksale von Marit. Stine wußte allerlei zu berichten und es geschah mit der ganzen empfindungslosen Härte ihres Wesens.

Sie hatte erfahren, daß Marit noch vor zwei Jahren Kunstreiterin in Amerika gewesen und in St. Franzisko gesehen worden sei.

Später wäre sie, da sie sich einen Beinbruch zugezogen und dadurch für solche Tätigkeit ungeeignet geworden, wieder nach Hamburg gekommen, aber, wie Stine bestimmt versichert sei, dort einem Choleraanfall erlegen.

„Un dat is man gud! Verlor'n hett de Welt

niks, dat se verreckt is —" schloß sie und fügte pharisäerhaft hinzu: „Anständnige Minschen kunnen sik ja all längs nich mehr mit ehr seh'n laten —".

„Jedenfalls sühst Du nu wul in, dat ik damals recht har und beter deh, min Anna to heirad'n, Stine!" betonte Peter mit einer deutlichen Schärfe im Ton. „Un de Tid hest Du gar holpen, dat ik mi mit min Oellern vertörnt hev, dat ik mit Vadder vör sinen Dod nich wedder torecht kamen bün."

Die Frau zog, unangenehm berührt, die Lippen, und zunächst antwortete sie nichts.

Dann sagte sie mit plumper Rücksichtslosigkeit: „Man kann de Sak ok up en anner Art anseh'n, min gude Fründ. Wenn Du to de Tid bi de Stang bleven wärst, denn so wär se nümmers so wit kamen. Denn wär se hüt noch hier, har sik längs de Slarren afpett un wär en ordentliche Fru wurn, en Fru, as Din Fru is! De Schuld hest Du meist alleen. Da lat ik mi nich vun afbring'n!"

Peter Uek zog die Stirnfalten und biß die Zähne zusammen. Es war ersichtlich, in welchen Aufruhr ihn diese boshafte Rede versetzte. Dennoch sagte er, ruhig sprechend:

„Ik har mi eegendlig vörnahm, vun de Angelegenheit nich wedder to spreken, Stine! Abers da Du hüt de Gelegenheit vun'n Tuhn breken, un de Schuld up mine Schullern smiten deihst, so will ik Di doch segg'n, dat de all hier int Fischervittel gans anner Ansicht sünd. Se segg'n, dat Du Din Cousine dörch Dinen rachsüchtigen Klatsch so verächtlich makt hest, dat se üm Din, ehr Ehr un Ansehn affsnidendes Gerede twungen wesen is, ehr Vaderstadt de Rügg to dreihn. Gewiß! Se wär ja gräsig lichtsinnig. Se kun sik nich in'n Tun holen! Ehr Bildung paßte nich för ehren Stand, un da funn se sik nich bi uns un nich bi de Vörnehmen torecht. Aber's slecht, en liderliche Person wär se, as ik mit ehr gung, un ok später, nich. Ik weet för bestimmt, dat de Rittmeister ehr de Eh versproken hett. As ik in Kiel wär, hett se mi schrew'n un hett mi en Bref vun em inleggt, wo dat in to les'n wär. Se wull sik gegen mi wegen all de boshaften Reden defendeehren! Du kunnst Di man blots da nich in finnen, dat dat grote Geld vun ehr nich in de Familie keem. Du hest ehr de Ehr affsned'n ut Arger, un daröver, dat se Di nich wenigstens to ehre Vertrute makt

hett! Schuld? Schuld? Wer will sik truen, en Steen to smiten up sinen Nebenminschen, wenn he nich in sine Hut stecken deiht? So, min beste Stine. Dat een för allemal un ton letzten Mal. Ik lat mi so wat nich wedder segg'n! Mark Di dat! Kummt noch eenmal, denn so is dat mit unser Fründschaft vörbi. Un nu lat Dit gud gahn un gröt Din Mann!"

Nach dieser von Stine wiederholt durch ingrimmige Geberde und Laute unterbrochenen Rede grüßte Peter kurz und zog seine Straße.

* * *

Vom Klosterarmenhaus, das sich neben dem Marktplatz-Rathaus in einem alten, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Gebäude befand, bewegte sich der Zug der Leidtragenden, die dem Sarge der Frau Neve folgten, durch das Fischerviertel nach dem Fährnässer Kirchhof.

Langsam, in feierlicher Haltung, mit tiefem Ernst schritten die Männer einher. Voran bewegte sich der schwarze Leichenwagen mit den silberweißen Engeln, gezogen von schwarzvermummten Gäulen, zu Seiten begleitet von jungen Fischern, die sich zur freiwilligen Dienstleistung gestellt hatten. Und

ihnen folgte der Geistliche von St. Peter und Johann Uek als der einzige männliche Verwandte. Und hinter ihnen hundert Fischer, alte und junge, deren mächtige Gestalten dem Zug etwas Imposantes verliehen und deren Schritte ein dumpfes Geräusch verursachten, das mit der Wucht ihrer markigen Erscheinungen im Einklang stand.

Als sie an dem Neveschen Haus, dem einstigen Eigentum Derjenigen, die nun auf öffentliche Kosten und durch private Hilfe bestattet wurde, vorüberschreiten wollten, trat zufällig ein Hindernis ein. Ein herrschaftlicher Gutswagen kam um die Ecke gefahren. Infolgedessen wurden mehrere Personen an den Kirchhofzaun gedrängt, und das veranlaßte wiederum eine hinter diesem befindliche weibliche Person, die sich hier offenbar zur Beobachtung des Zuges aufgestellt hatte, rasch, mit unruhiger Miene, ihren Standort zu verändern.

Sie verbarg sich hinter einem der großen Lindenbäume, die sich in passenden Abständen innerhalb der Einfriedigung erhoben, und als mehrere von den dem Sarg folgenden Männern, durch die Erinnerungen geweckt, unwillkürlich den Blick auf das Nevesche Gebäude richteten, darauf

hinwiesen und etwas zischelten, das leicht zu ergründen war, zuckte die Fremde, offenbar von schweren Vergangenheitsgedanken ergriffen, heftig zusammen.

Dann aber wandelte auch der Letzte vorüber, und erst jenseits beim Haupteingang machten sie abermals Halt, und traten alsdann, dem abgehobenen Sarge folgend, auf den Fährnässer Kirchhof und an die Gruft.

Und als sie sich um diese geschart hatten, näherte sich auch die Fremde, die inzwischen dem Grabe zugeschritten war, stellte sich hinter einen großen Christusdorn, der auf einem Grabe gegenüber emporgeschossen war und beobachtete von hier, ungesehen von den Männern, was noch geschehen werde.

Es sprach nach Herablassung des Sarges der Geistliche. Er redete mit ergreifendem Ernst über den Wandel der Dinge. Er wies darauf hin, daß für Diejenigen, die hierorts viel Tränen weinen und viel Leid erfahren müßten, ein Land der Ruhe winke.

Auch der Verschiedenen sei nach vielem Kummer und vieler Not nun der Eintritt in ein herrliches

Eden bereitet. Ihr sei des Schlafes Bruder, der Tod, genaht, habe sie in seine sanfte Arme genommen und erlöst.

Wie sehr man sie geschätzt habe, das beweise die große Schar der Leidtragenden. Sie ersetzten zugleich die Stelle Derjenigen, die an diesem Grabe stehen und weinen würde, wenn sie nicht fern in der Welt weile, oder vielleicht auch schon mit dunkler, kühler Erde bedeckt sei, die Stelle der einzigen Tochter.

Und nach diesen Worten ein frommes Gebet und ein Amen, das alle entblößten Hauptes mitflüsterten, und zuletzt das Geräusch des Schaufelns und der auf den Sarg hinabrollenden Erdschollen, welche die erste Decke gaben für den nunmehr für alle Zeit in die Tiefe versenkten Leichnam.

Wie gerade um die Frühlingszeit sanfte Tropfen vom Himmel heruntergleiten, so tropften still und unaufhörlich die Tränen aus den Augen der Fremden mit den abgehärmten, blassen Zügen, die hinter dem Christusdorn verharrte.

Aber erst, als sie sich alle entfernt hatten, trat sie hervor, warf mit herzzerreißendem Ausdruck einen letzten Blick auf den unter Blumen und auf-

geschütteter Erde hervorschauenden Sarg, pflückte auch noch eine Blume von einem Gruftkranz und verließ dann auf dem ursprünglich von ihr betretenen Weg ebenfalls langsam, tief in sich gekehrt, die Dinge um sich her nicht beachtend, den Gottesacker.

Doch begab sie sich nicht in die Stadt, sondern suchte ein nicht weit von dem Neveschen Grundstück befindliches, seit einigen Jahren errichtetes, kleines Wirts- und Logierhaus auf, neigte nach Eintritt in den Flur gegen die auf den Klingelton heraustretende Wirtin kurz das Haupt und stieg die Treppe empor.

Hier angekommen, riß sie eine dunkle Jacke von ihrem Oberkörper und ließ sich, wie aufgelöst, in einen Stuhl fallen. Das Haupt auf die emporgerichtete Hand gestützt, verharrte sie anfänglich. Dann sanken auch die Arme, der Kopf folgte, und so blieb sie, bis die Sonne am Himmel wich, herabgebeugt sitzen, wie ein völlig vernichteter Mensch.

Endlich erhob sie sich müde, schleppend, reckte den Körper, sah mit trostlosen Augen hinaus durch die kleinen Viereckscheiben auf die unbelebte Gasse und den in tiefer Einsamkeit schlummernden Kirch-

hof und öffnete, nach solchem längeren Hinausstarren, einen kleinen Koffer, der auf einen Stuhl neben der Tür gesetzt war.

Diesem entnahm sie ein grobes Kleid, wie es die jütländischen Dienstmädchen tragen, zog es an, schlug über das strohgelbe Haar, das sie vorher sorgfältig ordnete, weil es falsches war, weil sich unter ihm schwarzes verbarg, ein grauschwarzes, karriertes Tuch, und stieg, nachdem sie den Koffer wieder geschlossen hatte, die Treppe hinab. —

Zunächst begab sie sich in das Nevesche Haus, das jetzt einem früheren Seekapitän gehörte, und bat ein junges, allein anwesendes Mädchen, ob es gestattet sei, daß sie einmal die Räume besähe.

Verwandte von ihr hätten vor bald fünfzig Jahren hier gewohnt. Da interessiere es sie, einmal Umschau zu halten. Und nachdem Jene dies bereitwillig gestattet, trat sie in die früheren Brauräume, die jetzt unbenutzt, wie verödete Kammern in alten Ruinen sie anstarrten, und stieg auch, die Hand auf ihr unruhiges Herz pressend, die Treppe zu den oberen Gemächern hinauf.

Endlich schaute sie nach links in die Wohnstube, warf einen Blick auf den noch bestehenden,

aber durch eine grüne Gardine verschlossenen Ausschank und schritt alsdann wieder auf die Straße. Aber sie nahm nicht den Weg in die innere Stadt, sondern sie wandte sich über das Klosterfeld, dessen flache Ebene ihre Augen mit denselben wehmütigen Blicken umfaßte, mit welchen sie sich in dem Neveschen Hause umgesehen hatte, dem Dunkelhof zu.

Als sie nach langsamer Wanderung die vor dem Hofe sich dehnende, hochgelegene Wiese erreichte, ging sie zunächst nicht weiter, sondern blieb tiefaufatmend stehen und schaute sich um.

Drüben unter den alten, dunklen Bäumen des inselartig abgeschlossenen Hofes schimmerten die lichten Mauern des Hauptgebäudes hervor, zur Rechten breiteten sich die mit Knicken geschmückten, im jungen Grün prangenden Wiesen und grauen Ackerfelder in endloser Weite aus, und am fernen Horizont blitzte ein Wasserstreifen der Bucht mit einem Glanz, als sei's ein stiller Silberstrom, der den Landstrich drüben begrenze.

Und hinter ihr die Stadt! Unter Dächern, Schornsteinen, Gartenbäumen, Alleen, hohen Staatsgebäuden und Kirchen der majestätisch hervorragende Turm von St. Peter. Sein schlankes,

rotes, spitzenemporstrebendes Gemäuer hob sich wundervoll ab gegen die sanften Dämmerungsschatten, und nun eben schlug die Domuhr an und ergoß ihre feierlichen Töne über die lautlos hingestreckte Landschaft.

Herrlich, ergreifend war's! Es war um so gemütbewegender, als der Frühlingstag trotz gewichener Sonne noch nicht schlafen gegangen war, als noch drängendes, pulsierendes Leben sich sichtbar und unsichtbar regte in Feld und Gebüsch, in den Knicken und Wallgräben, in den Tümpeln und klarfließenden Binnengewässern. Aber auch in der kleinen, in der Nähe befindlichen, aus dem Erdreich sprudelnden Quelle, welche der ringsum aufhorchenden Naturwelt mit murmelnder Geschäftigkeit die neuesten Nachrichten meldete aus der dunklen Tiefe, von dem allgewaltigen Freudenjubel darüber, daß nun auch für das dort noch Keimende, nach der Oberfläche Drängende, nun ehestens der Augenblick kommen werde, herauszubrechen und teilhaftig zu werden der Segnungen der goldenen Prachtkönigin, der ewigen, unvergleichlichen Licht und Wärme spendenden Sonne!

Und auf die Fremde wirkten diese Eindrücke

mit solcher Gewalt, daß ihr die Tränen aus den Augen stürzten. Sie stand da wie ein dunkles Steinbild in dieser stummen Einsamkeit. Sie erschien wie ein Abbild der ewig wiederkehrenden, der vernunftbegabten Kreatur zuerteilten Erdenqual, als eine Verkörperung jener grenzenlosen Verlassenheit, die nur noch einen Trost findet in dem Versenken und in dem Anschauen der Natur, ihr, welche die Urmutter alles Bestehenden ist.

Endlich raffte sie sich auf, richtete wieder den Blick geradeaus auf den Dunkelhof, stieg über einen Stein herüber, der sich neben dem festgeschlossenen Holz-Redder befand, und lenkte ihre Schritte unter das Dunkel der Ulmen.

Nun schlug mit heftigem Gebell ein Hund an, stürmte auf die Fremde zu und umkreiste sie mit drohendem Knurren. Und knurrend, und wildzornig hintenaus kratzend, nahm er die Richtung ihr voran zurück, als sie, seiner nicht achtend, ihren Weg verfolgte. Auch erschien, durch dieses Geräusch aufgestört, ein Bauernknecht in der Oeffnung des Pferdestalles, und ein anderer kleinerer Köter stürzte sich gleichfalls mit wütendem Eifer auf die Fremde.

Erst das zufällige Herantreten Peter Ueks mit seiner hohen Gestalt machte den feindseligen Lauten ein Ende.

Er verwies mit kurzem Zuruf die erregten Hofwächter. Dann fragte er durch Blicke und Worte nach dem Begehr der Fremden. „Ik bün vunt Land. Ik sök Arbeit!“ hub sie an. „Ik wär in Flensborg in Deenst. Min Herrschaft, en Witwe, is abers sturvn, un so bün ik hierher kam'n! In Wisborg hev ik en Verwandte. Bi ehr wull ik aftövn, bit sik wat finnen deh. Da wur mi seggt, dat Se Arbeit harn.“

Einen Augenblick überlegte Peter Uek. Dann sagte er:

„Ik hev Hülp nog! Abers villicht kun min Fru Se in de Meieri anstell'n. Ik will se mal frag'n, töven Se hier so lang —“ Und dann sich nochmals umwendend: „Könt Se koken? Und wan wul'n Se denn antred'n?“

„Womöchlig glik, min Saken hev ik in Fährnäß. Ja, dat Nödigste in de Kök kann ik mi övernehm'n. Abers ik kann ok Feldarbeit versehn. Wat Se hebb'n, allens is mi recht —“ —

In die letzten Worte mischte sich ein stark be-

wegter Ton, der Peter aufhorchen ließ, der ihn veranlaßte, durch das Halbdunkel in der Fremden Züge zu forschen. Ihm war's, als ob er den gleichen Laut, den einer inneren Bedrückung schon früher gehört habe! Aber das lag zurück und er suchte vergeblich in seinen Erinnerungen.

Dann aber bewegte er kurz den Kopf und verschwand, während sie stehen blieb und den beiden, nun friedfertig um sie herumspielenden Hunden zuschaute, ins Wohnhaus.

Nach einer Weile kehrte Peter Uek zurück und sagte:

„Ne, min Fru het keen Hülp nödig. Abers wenn Se för Verdeenst verlegen sünd, kun ik Se wul förn paar Dag to Willen sin! Ik hev Holt ligg'n, wat ik kleen makt hebb'n wull. Kunn Se sik dat övernehm? Se könnt hier Eten krieg'n un ik gew Se en Mark de Dag. Wenn Se dat recht is, denn so könnt Se morgen bi Tiden antred'n. Se könnt hier abers ok glik bliven. Da is en frie Bed in de Mägdekamer."

Die Fremde besann sich. Dann sagte sie:

„Ja, danke. Ik will mi morgen fröh bi Tiden instelln. Weeten Se villicht sünst Arbeit — anner

Arbeit hier herüm? Jk kann min Verwandte nich to Last fallen. Se dehn mi en groten Deenst. Jk bün en unglückliche Person, ik —"

Hier stockte die Stimme jählings; flutende Tränen lösten sich aus ihren Augen, ihre Hand fuhr ans Angesicht und ein unruhiges Zittern flog durch den Körper.

Peter Uek wurde nun erst recht aufmerksam, und starkes Mitleid stieg für die Fremde in ihm empor. Ihre Schultern sanft berührend, sagte er: „Wat hebbt Se? Sünd Se krank? Wült Se wat eten — drinken?"

Sie antwortete nicht, weil sie es nicht vermochte. Herzzerreißendes Schluchzen drang aus ihrem Munde, auch lehnte sie sich unwillkürlich an die Mauer des Gebäudes. Sie war völlig fassungslos.

„Kamt Se mit mi!" hub Peter Uek, nachdem er sie durch allerlei Trostworte beruhigt hatte, sanft an. „Buten könnt Se mi allens vertell'n."

Nach diesen Worten hieß er sie, sich ihm anzuschließen und schritt über das Gehöft hinaus durch ein weißes Gittertor auf das freie Feld. Hier blieb er stehen und sagte, ihr nun in dem Licht in die Augen schauend:

„So, nu spreken Se sik ut! Min Fru hett grad mit de Kinner to dohn. Binnen paßt dat nich recht. Sünst harn wi in de Stuv gahn kunnt —“

Aber nur das sagte er, denn plötzlich löste die Fremde das Tuch von dem Kopf, schob auch mit einer raschen Geste das blonde Haar hoch auf die Stirn, suchte mit einem herzzerreißenden Blick sein Auge und flüsterte:

„Ach, Peter, Peter, ik bünt, ik — Marit Neve —“

„Marit, Marit — Du? Du lewe Himmel! Wo kummst du her? Und so elend —!?“

Sie ließ erst tief atemholend das Haupt sinken, dann bat sie ihn durch eine stumme Bewegung, ihr weiter hinaus aufs Feld zu folgen.

Was sie ihm sagen wollte, vertrug keine Zeugen, sie wollte ihn auch allein haben, einmal noch allein, bevor sie alle Tore hinter sich abschloß.

Ueber eine halbe Stunde wanderten sie neben einander her über die Aecker und Wiesen, über die sich ein Fußpfad hinzog nach Osten, sie immer unter Schluchzen, in tiefer innerer Zerknirschung

sprechend, und er voll innigem Mitgefühl. Dann sagte er, jetzt hochdeutsch redend, als ob das besser zu ihr passe, als einer, die draußen gelebt und mit den Großen verkehrt hatte: „Und du meinst, daß er etwas für dich tun wird? Wo ist er?“

„Er ist jetzt Oberstleutnant beim Stabe in Altona. Morgen kommt er nach Wisborg ins Schloßhotel. Ich habe es zufällig erfahren, ebenso wie meiner Mutter Tod. Nur der hat mich hergetrieben, sonst wäre ich nie wieder nach Wisborg gekommen. Freilich, anderswo ist's auch nicht besser. Ich bin am Ende mit allem, mit meinen Kräften und meinen Hoffnungen, aber auch mit der Möglichkeit, den Ekel über mich selbst noch zu ertragen. Noch diesen letzten Versuch will ich machen. Mißlingt er, dann — dann — weiß ich, wo ein tiefes Wasser ist.“

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Eine gibt es, die dir alles zurückgeben könnte, Marit — ich kann's ja nicht, weil es nicht wegen meiner Frau geht, daß du bei uns bleibst — das ist die kleine Kanzlei. Sie würde dich aufnehmen. Mir zu Liebe würde sie es tun. Aber ob du es über dich gewinnen kannst, hier in Wisborg zu

bleiben? Von den andern will ich weniger sprechen — Stine Uek, meine Schwester —"

„Ja, sie ist ein Teufel!" bestätigte Marit und biß die Zähne zusammen und sah mit funkelnden Augen in den tiefen sinkenden Abend. „Und das sage ich dir, Peter! Bevor ich das Aeußerste tue, soll sie es noch einmal hören, so hören, daß es sie verfolgt bis an ihr Lebensende!"

Peter machte eine sanft abweisende Bewegung. Er begriff, daß sie so redete, aber seiner edlen Natur war solche Rache abhold. Auch beschäftigte ihn in diesem Augenblick noch etwas anderes.

„Ich muß zurück, Marit. Meine Frau wird unruhig, wenn ich länger fortbleibe. Wir sprechen noch weiter und auch darüber. Ich meine so: Morgen besuchst du den Grafen. Vor dem Abendbrot komme ich zu dir. Dann höre ich, und wir beraten. Soll ich schon für alle Fälle mit der Kanzlei sprechen? Und — und —" er stieß die Worte zögernd, verlegen heraus, „darf ich dir vielleicht mit etwas — etwas —"

Zugleich griff er in die Tasche und zog einen ledernen Beutel hervor. Aber das war für die zerrissene Seele zu viel.

Während sie die Gabe zurückwies und sich abwandte, brachen abermals sich überstürzende Tränen aus ihren Augen, und als er sie dann unwillkürlich in seine Arme nahm, da kehrte sie sich mit einem wimmernden Laut zu ihm und lehnte sich, verzehrend schluchzend, an seine Schulter.

Ein grenzenlos unglücklicher Mensch flüchtete sich zu ihm, den sie einst geliebt hatte, zu dem, dem sie einst in grenzenlosem Leichtsinn die Treue gebrochen, und der doch nun auf der ganzen weiten Welt allein noch ein warmschlagendes, mitleidiges, opferfreudiges Herz für sie hatte. — Und stumm gingen sie über die Felder zurück, und als sie den Hof erreichten, umschlang er sie unter der Finsternis der Bäume und küßte sie sanft auf ihre todeskalten Wangen.

* * *

„Ja, Herr Oberstleutnant ist eben von der Parade zurückgekommen," erklärte der Portier im Schloßhotel, nannte, nach dem schwarzen Brett sehend, die Nummer des Zimmers, und sah der blassen Dame mit den abgehärmten Zügen nach, die mit müde schleppenden Schritten die große, mit ausländischen Gewächsen besetzte Treppe empor-

stieg. Und dann ein Klopfen und ein lautes, kräftiges: „Herrein!“

Nun stand sie vor ihm.

Eben war er vom Spiegel zurückgetreten. Seine Hände hielten noch einen Toilettengegenstand, den er forttat, als er die fremde Dame vor sich sah.

„Ich bitte! Sie wünschen?“ setzte er zuvorkommend an und trat ihr mit artigen Gebärden entgegen. Aber ein: „Ah — ah, Marit Neve, du — Sie —“ folgte, als er sie erkannte, als sie einen schweren, inhaltreichen Blick auf ihn richtete.

„Ich komme, um Sie zu bitten, sich meiner anzunehmen!“ hub sie an, nachdem sie sich, auf seine, von starker Befangenheit begleitete Aufforderung, Platz zu nehmen, niedergelassen hatte.

„Ich bin am Ende mit allen Versuchen, mein Dasein zu fristen. Meine Mutter habe ich gestern hier begraben. Sie starb im Armenhaus. Peter Uek, mein einstiger Verlobter, dem ich mich als Feldarbeiterin anbot, der mir aber nur für drei Tage Beschäftigung als Holzhackerin zu geben vermochte, kann mich, seiner Frau wegen, nicht aufnehmen. Ich habe nun niemanden als Sie, Herr Graf. Unter dem Andenken an vergangene Zeiten

strecke ich die Hand bittend gegen Sie aus. Ich tu's, obschon ich wohl recht hätte, Forderungen zu stellen."

Graf Schwarzenfeld bewegte in einem Ausdruck starker Auflehnung den Kopf.

„Nein! So nicht! Rechte besitzen Sie nicht. Aber wenn Sie sie auch hätten, so vermag ich Ihnen nicht zu helfen. Was soll ich tun? Sie wissen, daß ich mein Vermögen verloren, daß ich, der ich für Frau und Kinder zu sorgen habe, selbst schwere Lasten trage. Ist Ihnen um eine, meinen Verhältnissen angemessene einmalige Unterstützung zu tun —" er griff in die Tasche — „so finden Sie mich dazu bereit. Doch muß ich die Bedingung daran knüpfen, daß Sie mich in der Folge verschonen. Ich kann, ich vermag Ihnen nicht zu helfen."

Der Graf hatte zwar in einem geschäftsmäßigen Ton gesprochen, aber was er sagte, machte den Eindruck der Wahrheit auch insofern, als er sich mit seinen Gefühlen und Empfindungen gerade so gab, wie es in ihm aussah.

Marit aber entgegnete mit einem harten Ausdruck:

„Ich möchte Sie um Ihre Fürsprache ersuchen! Ich kann als Stütze in einem Hause mich nützlich machen. In Altona ist bei der Senatorin Harms eben eine Stelle frei geworden. Ich weiß, daß Sie dort viel verkehren, daß Sie dort Einfluß besitzen. Verschaffen Sie mir diese Stelle. Geben Sie mir eine Eindruck machende Empfehlung an die Dame mit. Ich werde Sie dann nicht wieder belästigen."

Nach diesen Worten sah sie ihn mit einem Blick an, der nichts mehr Bittendes besaß, sondern etwas verlangte. Und das reizte den Mann. Das gute Gefühl, das für sie ihm innewohnte, erhielt durch diese herausfordernde Art einen starken Abbruch.

„Sie wünschen etwas, das ich Ihnen nicht gewähren kann," entgegnete er. „Auf welche Zeugnisse, auf welches Vorleben soll ich hinweisen? Ich will Ihnen ja absolut keinen Vorwurf machen, nichts liegt mir ferner, aber Sie kennen doch die Welt und die gesellschaftlichen Verhältnisse. Ein Mädchen, das in einem öffentlichen Lokal gesungen hat, das Kunstreiterin war, das sich vielleicht als Freundin von Lebemännern seine Existenz machte —.

Nicht wahr, Sie begreifen, daß jeder Versuch für eine Position als Hausdame scheitern muß."

„Ist denn Reue, Einkehr, Besserung nichts? Seit Tag und Jahr habe ich gearbeitet wie die niedrigste Magd. Ich habe alles, alles versucht, überall werde ich zurückgewiesen, förmlich wieder zurückgestoßen in die Sünde. Und die Sünde?" Sie verzog mit einem bitteren Ausdruck den Mund. „Die Zeit ist dahin, wo Marit Neve jung war und Reize besaß. Sie gehört auf den großen Kehricht. Bevor sie sich aber dahin begibt, oder ihrem elenden Leben selbst ein Ende macht, will sie noch diesen einen Versuch bei Ihnen anstellen, Herr Graf. Geht dies nicht, so helfen sie ihr in anderer Weise, ferner ordentlich zu sein, zu existieren!"

Der Graf zog die Schultern. „Ich weiß Ihnen nicht zu helfen, mit dem besten Willen nicht! Sie haben sich zu weit verloren. Ihnen etwas versprechen, Sie damit abtun, bloße Worte machen, nichts halten, das liegt nicht in meiner Art."

„Ich denke doch," fiel sie plötzlich verändert ein, und sah ihn mit einem flammenden Blick an. „Gerade Sie haben bloße Worte gemacht und nichts

gehalten, und was ich heute bin, verdanke ich zum größten Teil Ihnen! Aber das ist ja die große, erbärmliche Lüge und Ungerechtigkeit, die sich fortschleppt unangefochten durch die Zeiten. Ihr umstrickt uns mit hundert schönen Reden, und wenn wir, als die Schwächeren, durch die Natur auf Liebe und Hingabe angewiesen, unterliegen, wenn wir unsere Ehre an euch verlieren, so können wir die Folgen tragen! Wir werden Dirnen gescholten, gemieden, verachtet und zertreten, und ihr, ihr seid doch die tadellosen Ehrenmänner!"

„Ich muß bitten, in diesem Ton nicht zu reden. Was Sie gegen mich vorbringen, entspricht in keiner Weise den wirklichen Vorgängen. Wir waren jung und genossen unser junges Dasein! Jeder von uns wollte es, nicht einseitig ich! Reisten Sie mir nicht damals nach Schlesien nach, obschon wir uns auseinandergesetzt, obschon Sie das Gegenteil mir gesagt hatten."

„Ja, ja —" knirschte Marit und zog einen Brief aus der Tasche. „Ich werde Ihnen einen Brief von Ihrer Hand vorlesen, der wird anders lauten. Und was meine Reise nach Schlesien anbetrifft —" Hier nahm ihre Stimme einen Ton an, vor dem

der Mann zurückschreckte. „Sie wissen, weshalb ich fort mußte, weshalb ich mich zu Ihnen flüchtete. Ich mußte Sie bitten, mich zu heiraten. Sie wissen, daß ich viele Monate darniederlag und welche Gründe mich aufs Krankenlager warfen. Und nun hören Sie, was in Ihrem Briefe steht: „Ich will nicht mit Dir tändeln, teure Marit, sondern Du sollst, ich hoffe es, mein eigen werden! Wir werden beraten, wie das zu beginnen ist, wie ich den sicher eintretenden Widerstand meiner Angehörigen besiege, wie ich Dich noch das lehren lasse, was erforderlich ist, um in unseren Kreis einzutreten. Glaube, vertraue mir und komme, ich bitte Dich nochmals inständigst, diesen Abend. Meine Sehnsucht nach Dir ist grenzenlos, und meine Liebe noch größer. Willst Du, willst Du, süßes Mädchen —?"

Sie erhob nach diesen Worten das Haupt und bewegte es mit einem herausfordernd fragenden Ausdruck in den zerstörten Zügen. Und: „Nun?" hub sie an, stand auf, knöpfte ihren dunklen Mantel und das schwarze Spitzentuch, das ihr krankes, einst so wunderschönes Antlitz umrahmte. „Was sagen Sie nun? Und fühlen Sie noch immer keine Verpflichtung, eher selbst zu entbehren, als mich

hungern zu lassen? Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Aehnliches, ich weiß es, hat mancher Kavalier getan, der ehrlich bereute, ein armes Mädchen in Unglück und Not gebracht zu haben. Setzen Sie mir eine Zuwendung von fünfzig Mark monatlich aus. Dann kann ich mir so viel hinzuverdienen, daß ich eine angemessene Existenz erringe! Es mag Ihnen ein schweres Opfer sein, aber vergessen Sie nicht, was ich Ihnen geopfert habe, welch' ein vernichteter Mensch vor Ihnen steht —"

„Ich kann nicht —" entgegnete der Graf, stark und entschieden betonend. „Wenn ich gegen Sie fehlte, so kann ich meine Buße nur dadurch an den Tag legen, daß ich sage: Verzeihen Sie, Marit, und seien Sie so gerecht, sich zu erinnern, daß kein Mädchen von einem Manne die geringste Vertraulichkeit empfängt, sofern sie ihm eine solche nicht selbst gewähren will. Das ist eine unumstößliche Wahrheit. Gewiß, es gibt brutale Gewalt, für die es keinen Widerstand gibt. Aber von ihr ist hier keine Rede."

„Ist die Kunst der Vornehmen, die Kunst der Schmeichelei und Verführung nicht ärger, nicht

gefährlicher als rohe Gewalt? Die haben Sie angewendet, und dann haben Sie, als ich Widerstand leistete, als ich ehrlich, sittlich kämpfte, mir dieses Schreiben gesandt. Aber wohlan! Sie wollen nicht. So sollen Sie davon hören, wie ein armes, vernichtetes Geschöpf ihren Tod im Wasser suchte, und die Welt soll erfahren, wer sie dahin trieb. Dafür werde ich sorgen. Verlassen Sie sich darauf!"

Nach diesen Worten wandte sie sich zur Tür. —

„Marit! Marit!" rief der Mann, und eilte ihr nach. „Ich bitte, ich beschwöre Sie bei unseren einstigen Beziehungen: Lassen Sie von so schrecklichen Gedanken ab! — Was wollen Sie mich zwingen und beunruhigen, da ich doch keine Macht besitze, Ihnen zu helfen. Ich habe vier unversorgte Kinder, bin, da mein Vater noch vor seinem Tode sein ganzes Besitztum einbüßte, ohne jegliches Vermögen, ich wiederhole es. Wie soll ich Ihnen eine solche Summe für Lebzeit zuwenden? Höchstens einen Teil könnte ich vielleicht erschwingen. Haben Sie doch Einsicht — ja — ich sage — jetzt — haben Sie Mitleid, Marit — —!"

Während Marit Neve den ersten Worten ausdruckslos zugehört hatte, veränderten sich nun ihre

Züge plötzlich, und ihr Haupt hob sich langsam empor.

„Mitleid, sagen Sie?“ stieß sie sinnend und zugleich stark und weich betonend heraus. „Wohlan, ja! Das Wort soll gelten. Das hat Sie gerettet! Hatte es bisher niemand, als gerade der von mir einst so tief verletzte Mann drüben im Dunkelhof, so will ich es ihm vergelten durch Erbarmen gegen — Sie! — Ob ich am Leben mich erhalte, weiß ich nicht. Aber Sie soll kein Vorwurf treffen. Ich will's mit mir ins Grab nehmen. Und so will ich denn von Ihnen gehen für immer. Und so leben Sie denn wohl! Sie haben mich zum letztenmal gesehen —“

Sprach's und griff mit der schmalen Rechten nach der Türklinke.

Er aber, der Mann, tastete, bevor sie das Gemach verließ, nach ihrer Hand, und küßte sie bewegt.

Noch eine Sekunde. Dann war sie draußen.

* * *

In dem kleinen Gemach des Fährnässer Wirtshauses saßen sich Peter Uek und seine einstige Braut gegenüber.

Wie damals, als er sie liebte, als er mit ihr sich sein Leben einrichten wollte, sah er sie an, mit einem so warmen, liebevollen Ausdruck. Aber seine Gefühle hatten einen andern Untergrund. Teilnahme, jene, die durch echtes Menschentum gefördert wird, erfüllte seine Brust.

„Nun," hub er an, „wie ist's ausgefallen, Marit? Hast du den Grafen gesehen?"

Sie bewegte stumm das Haupt.

„Nichts? —"

„Nein, nichts, Peter. So lange die Welt stand, gab es lange Zungen und flüssige Reden gleich einem Strom für ein Nein, und verdorrte Hände für ein Ja zum Geben. Dennoch ist der Graf nicht der Schlechteste. Ich weiß, er würde Hülfe leisten, er würde für mich handeln, wenn er könnte, im gewohnheitsmäßigen Sinne könnte. Wirkliche Opfer zu bringen, die ihnen persönlich etwas rauben, vermögen unter Hunderttausenden nur ein paar besonders Geartete. Daß er das nicht will, das nicht anzustreben oder zu tun versprach, habe

ich ihm sogar angerechnet. Er hat ehrlich und offen gesprochen. Und so sind wir denn friedlich geschieden. Erreicht aber habe ich nichts, weil nichts zu erreichen war —"

„Soll ich nun zu der Kanzlei gehen, Marit? Und das wollte ich vorher noch sagen — wenn du es von mir annehmen willst — ich bitte dich darum, etwas werd' ich schon für dich monatlich aufbringen, bis du etwas gefunden hast. Viel freilich — es sieht drüben bei uns blanker aus, als es ist. Wir können mit fleißiger Arbeit eben anständig durchkommen."

Peter brach ab, und Marit streckte dem guten Menschen die Hand entgegen. Sie drückte sie ihm in tiefer Rührung. Seine Anerbieten aber lehnte sie ab. Indem sie durch einen düsteren Ausdruck in den Zügen ihren Entschluß verhärtete, sagte sie:

„Vom Schloßhotel unterwegs hierher, habe ich mir nochmals alles überlegt, Peter. Es ist das Beste, ich mache meinem verfehlten Dasein ein Ende. Nein, nein, höre, und urteile dann! Der Graf sagte in der Unterredung: Sie haben sich zu weit verloren, als daß man Ihnen helfen könnte! Er hielt mir vor, was ich gewesen sei, und wie doch

einmal die Welt zugeschnitten ist. Und er hatte vollkommen recht, und an diesen Umständen wird auch alles, was wir vorhaben, scheitern, lieber Peter. Die christliche Religion hat Sätze voll barmherzigen Inhalts, aber gerade die fürs praktische Christentum vornehmsten, schieben meine frommen Brüder und Mitschwestern, kommt's zum Handeln, kommt's zu ihrer Ausführung, mit hochmütiger Entrüstung beiseite. Wie eine Aussätzige behandeln sie unsereins. Was war sie? Eine Sängerin, eine Kunstreiterin, eine leichtfertige, gar unsittliche Person! Ich entgegne darauf: Fehlten wir im großen, so fehlten sie im kleinen! Waren wirklich ihre Sünden geringer, so würden doch vielleicht ihre Tugend und ihr sittlicher Halt ganz anders in die Brüche gegangen sein, wenn sie ein Mann betrogen hätte, wenn sie in die Lebensnot gedrängt worden wären. Aber solche Ueberlegung gibt es nicht! Die Erwägung, daß sie doch in gleicher Lage auch um Barmherzigkeit flehen würden, kommt ihnen gar nicht. Was wissen sie hinter ihren Kanarienvogelbauern und zwischen ihren gepolsterten Armsesseln von der Welt draußen, von der Verführung, von der Sünde, von jener

reizvollen Sünde, die alle Jugend umstrickt, der sie auch nicht ausweichen will, weil alles lebendige Leben in einer gewissen Richtung mit Sünde verknüpft ist —"

Marit hielt inne. Sie fuhr deshalb nicht fort, weil sie sich erinnerte, daß solches Philosophieren nicht für die einfachen Auffassungen eines einfachen Mannes paßten. Sie sagte nur noch:

„So laß mich, Peter. Was kommt's bei den Millionen darauf an, wo ein Sandkorn bleibt? Wir erniedrigen den Schöpfer, wenn wir behaupten, er könne nicht auch verzeihen, wenn wir freiwillig zu unserer Mutter Erde zurückkehren. Mir selbst ein Ekel und eine unerträgliche Last, niemand mehr nütze, den wenigen Freunden ein unbequemes Anhängsel, will ich der Welt Adieu sagen. Es kann mich auch nichts von diesem Entschluß abhalten!"

Aber was sie da eben gesprochen hatte in ihrer inneren, an halbem Irrsinn streifenden Verzweiflung, fand einen kräftigen, aus der Macht und Kraft der sittlichen Veranlagung Peters hervorgehenden Widerstand.

Zunächst rief er ihr ins Gedächtnis zurück, daß er doch noch da sei und für sie mit allen Kräften

eintreten werde. In Angeln auf den Höfen, auf den Gütern würden vielfach Wirtschafterinnen und sonstige Hülfen gesucht. Er werde alles in Bewegung setzen. Inzwischen solle es ihr an nichts gebrechen. Sie könne sich in der Stadt ein Zimmer mieten, von dort selbst Schritte tun, sich bewerben, schriftlich oder persönlich.

Er werde anspannen und sie ins Angelnland und nach Schwansen fahren lassen, wenn sich jemand auf die von ihr zu erlassende Annonce melde und sie persönlich zu sehen wünsche. Und er und alle Verständigen und alle um die Verhältnisse Wissenden würden ihr die Hand reichen. Er, Peter, könne ja bezeugen, daß der Graf ihr seinerzeit die Ehe versprochen habe.

Und so fort und so fort! Jeden Einwand wußte er zu entkräftigen, und er erreichte auch gleich heute von ihr, daß sie das Ergebnis einer von ihm gleich einzuholenden Anfrage bei der kleinen Kanzlei abwarten, daß sie nichts unternehmen wollte, bevor er sich dort einen Rat und Bescheid geholt.

Als er schon in der Tür stand, um fortzueilen, trat sie ihm rasch noch einmal näher und ergriff seine Hand. Sie weinte bitterlich.

„Ach!" stöhnte das in der Welt hin- und hergestoßene, von der Erbarmungslosigkeit der Menschen betroffene Weib: „Welch' einen Schatz habe ich damals besessen und mißachtet, als du mich liebtest, mein Peter! Ach, Peter, Peter, wo ist meine Jugend, meine schöne, reiche Jugend? Wo sind meine Eltern?! Hier in Fährnäß dachte ich, sei ein ödes Tal, eine Wüste voll reizloser Einförmigkeit und böswilliger Menschen, und was tauschte ich ein? Ich kam in eine Hölle! Schon nach drei Jahren war ich draußen so voll Ekel, daß ich fliehen wollte. Ich hatte rasch ausgetobt! Was noch in mir saß als Inhalt meiner Jugend, meines unruhigen Blutes, meiner Illusionen, meines Uebermuts, hatte ich abgestreift. Ich hätte vor Glückseligkeit aufgeschrieen, wenn ich hätte zurückkehren können in den friedlichen Winkel der Sorglosigkeit, zu meinen unvergleichlichen Eltern, zu dir, zu dir, du guter, edler Mensch. Und so sage ich denn: Ich will versuchen, zu leben, aber verlaß mich wirklich nicht, verachte mich nicht, gib mir an geschwisterlicher Liebe, was du einst an anderer Liebe für mich besaßest! Ich schwöre dir, daß ich dir Ehre machen werde!"

Und: „Ja, ja, min söte Dirn, gewiß, gewiß. Tell up mi, as wenn ik din Broder wär," gab der gefühlvolle Mann, in dieser Gemütsbewegung zu der Sprache zurückkehrend, die am besten seine tiefinnersten Empfindungen vermittelte, zurück. „Ik will di nich verlaten! Ik swör di dat!" Und er küßte sie sanft, wie ein Bruder seine Schwester, und eilte hinaus.

* * *

Ein Jahr später! In einem schönen, am Alstertor in Hamburg belegenen Hause, sitzt eine, die Spuren einstiger großer Schönheit tragende, blasse Frau und schreibt einen Brief.

Er lautet in seiner inhaltreichen Kürze wie folgt:

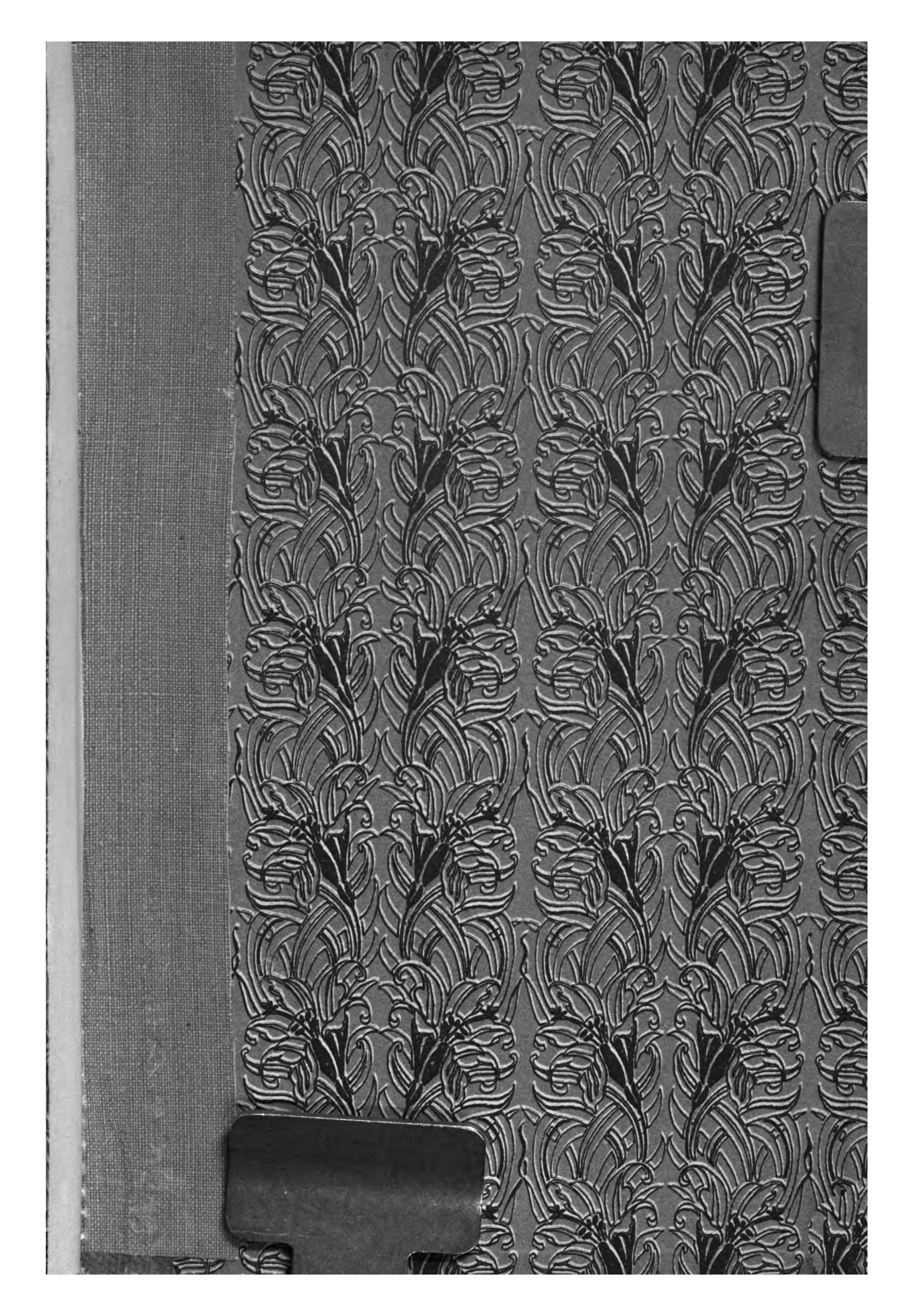
„Mein lieber, treuer Freund! Mit dem neuen Jahr sollst Du doch vor Allen und besonders einen herzlich gemeinten Glückwunsch von mir erhalten, für Dich, Deine treffliche Frau und Deine Kinder. Ihm füge ich noch einmal meinen innigsten Dank hinzu für alles, was Du edler, hochherziger Mensch an mir getan hast. Du fragtest mich neulich auf der Postkarte: ob es mir gut ginge, lieber Freund.

Ja, Peter, es geht mir so gut, daß ich oft mich für Augenblicke wegschleiche, um das Naß der Rührung, die mich überfällt, daß man mir so gütig und rücksichtsvoll begegnet, aus meinen Augen wegzuwischen. Der Bruder der Frau Kanzlei ist grade ein so warmherziger, feinfühlender, vorurteilsfrei denkender und gerecht handelnder Mensch wie sie selbst, und ich suche ihm die große Tat, mich nach dem Tode seiner Frau bei sich aufgenommen und als Vorstand seines Hauswesens angestellt zu haben, mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln zu lohnen. So wie ich einmal erlahmen will — mich gehen lassen möchte — erinnere ich mich, welche Personen die Gewähr für mich übernommen haben, welche strengen Pflichten mir gegen sie daraus erwachsen sind. Dann flieht rasch alles Träge und alles, was die Sinne ablenken könnte. Jeden Abend überdenke ich, was ich war, wie weit ich war, und welche furchtbaren Pläne sich bereits in mir zum Entschluß erhoben hatten, und dagegen vergegenwärtige ich mir, wie viel Großes ich doch noch erreicht habe, wie herrlich ich hier lebe, ohne Bedrückung, ohne materielle Sorge, vielmehr so gut gestellt, daß ich für mein

Alter etwas zurücklegen kann. An mir vollzieht sich das Wort, ‚daß kein Mensch verloren ist, so lange er lebt!‘ An mir bewahrheitet sich, daß alles im Dasein sich glättet, wenn man die Zeit mitsprechen läßt, an dem Schöpfer und an seinen Nebenmenschen nicht verzweifelt und aus den Erfahrungen seines Lebens etwas lernte. Lebe wohl, mein guter Peter! Grüße die Frau Kanzlei, falls Du sie zufällig sehen solltest, sowie die liebe Anna! Zum Frühjahr will sie auf sechs Wochen herkommen, ihren noch immer sehr betrübten Bruder besuchen. Ich freue mich schon jetzt darauf, die Hand meiner unvergeßlichen Wohltäterin immer und wieder in Dankbarkeit zu küssen. Deine glückliche Freundin

Marit Neve.“






UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 056560458